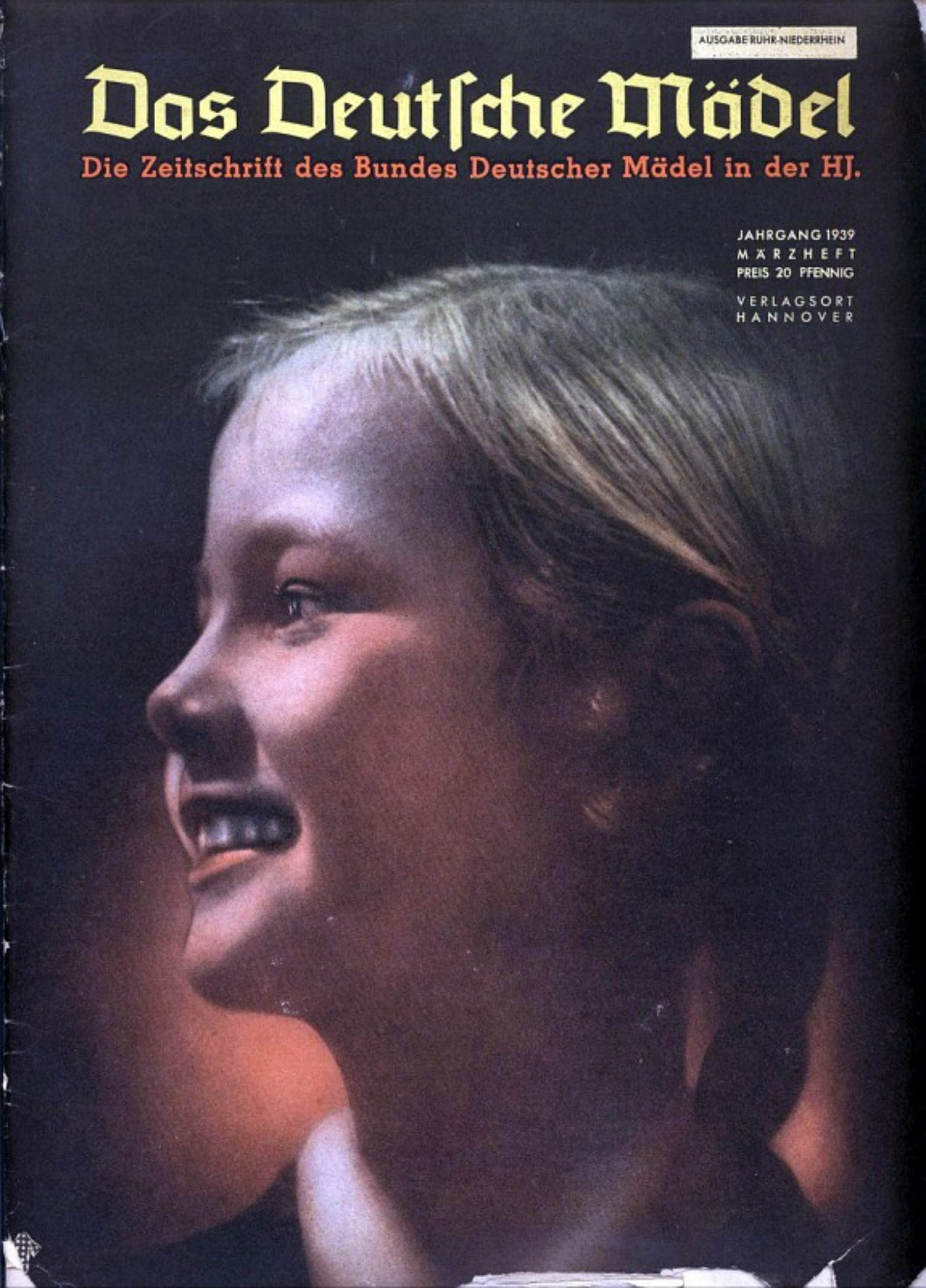
AUSGABE RUHR-NIEDERRHEIN

Das Deutsche Mädel

Die Zeitschrift des Bundes Deutscher Mädel in der HJ.

JAHRGANG 1939
MÄRZHEFT
PREIS 20 PFENNIG

VERLAGSORT
HANNOVER



INHALTSVERZEICHNIS

Heim aufs Land 1
Draußen im Tännicht 2
Eine Handvoll Erde 3
Bäuerliche Notizen 4
Olivia — Gedanken zu einem Frauenbuch 5
Agnes Miegel zum 60. Geburtstag 6
Wie ich zu meiner Heimat stehe 6
Deutsches Wohnen 8
Elternabend gestern und heute 10
Garmisch 1939 11
Wir rufen alle Zehnjährigen 15
Rund um den Jungmädelsport 16
Klompen-Rennen und ein Kasperle-Raub 17
Der Rasemuck 18
Dorle erzählt 19
Wenn die Stürme Leben wecken 20
Große Kraft in kleinen Dingen 22
Lied: Ein fröhlich Herz, ein fester Sinn 23
Zum erstenmal in der Untergau-Dienststelle 24
Der Gesundheitsdienstbeutel 26
Blick in die Welt 27
Unsere Bücher 28

Das Deutsche Mädel

ist zu beziehen durch alle Postanstalten sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel

Einzelpreis 20 Pf.

HAUPTSCHRIFTLEITERIN: HILDE MUNSKE, REICHSJUGENDFÜHRUNG, BERLIN W 35, KURFÜRSTENSTRASSE 55
DER JUNGMÄDELTEIL WIRD ZUSAMMENGESTELLT VON LYDIA SCHÜRER-STOLLE, REICHSJUGENDFÜHRUNG
VERLAG, ANZEIGEN- UND VERTRIEBSABTEILUNG: HANNOVER, GEORGSTRASSE 55

Das Deutsche Mädel

Die Zeitschrift des Bundes Deutscher Mädel in der HJ.

MÄRZ-HEFT JAHRGANG 1939

Heim aufs Land!

Sind wir Mädel zu bequem für das Land? Lieben wir das Bauerntum nicht, die Acker, die Arbeit mit den Tieren, das Säen und Reifen, die Wälder und die Stille? Bleiben wir Stadtmädel mit Vorbedacht in der unverbindlichen Namenlosigkeit städtischen Daseins, von dem sie sagen, es habe eine farbschillernde Atmosphäre? Und wie stehen die Landmädel zum städtischen Leben?

Betrachten wir die Landmädel zuerst, denn bevor es darum geht, städtische Jugend wieder der bäuerlichen Arbeit zu verpflichten, müssen wir zuschauen, die weibliche Landjugend im Dorfe zu halten.

Man hat viele Fälle von Landflucht untersucht, und je mehr Einzelfälle man unter die Lupe genommen hat, um so mehr wurde man inne, daß es vor allem die Frauen sind, die dem Hang zum städtischen Leben nachgeben oder zu dem, was sie sich dort erhoffen. Es wird gesagt, die Mädel und Frauen auf dem Lande überlassen sich leichter ihren Gefühlen und dem Gaukelspiel ihrer Wünsche. Es braucht dann nur der gute Rat städtischer Freunde dazuzutreten — und das Bündel wird gepackt! Und wieder ist der Zug der Massenwallfahrt zur Stadt um zwei, drei oder fünf Köpfe verstärkt . . .

Gegen diese Wanderung von dem Lande zur Stadt, deren Erscheinungen wir in dem Begriff Landflucht zusammenfassen, hat die Hitler-Jugend den Landdienst mobilgemacht, in dem zum ersten Male im Jahre 1936 auch wir Mädel eingesetzt wurden. Die Erfolge dieses Landdienstes der Mädel lassen keinen Zweifel darüber, daß dieses Instrument der Jugend des Führers den bisher positivsten Beitrag zur Bekämpfung der Landflucht darstellt.

Freiwillig melden sich die Mädel seit 1936. Damals waren es nur 900 Mädel, schon ein Jahr später standen 3000 Mädel im Landdienst, 1938 waren es bereits 6500. Wer am Anfang nicht an die Möglichkeit glauben wollte, daß Mädel aus der Stadt tatsächlich Bäuerin werden wollen, mußte sich schon im Jahre 1938 belehren lassen, daß von den aufs Land gegangenen Mädeln 20 v. H. auf dem Lande geblieben sind. Sie haben nach dem Wort des Stellvertreters des Führers Rudolf Heß gehandelt, das er auf der ersten großen Kundgebung des Landdienstes der HJ. im Berliner Sportpalast Mitte Februar gesprochen hat: „Nicht, was Du tun möchtest, mußt Du tun, sondern was Du tun mußt für die Gesamtheit, für Dein Volk, das sollst Du tun!"

Martl L. ist ein solches Mädel, das den Weg auf das Land gefunden hat. Sie erzählt selbst: „Ich bin Stadtmädel, interessierte mich aber schon während meiner Schulzeit für die Landwirtschaft. So ging ich in meinen freien Nachmittagsstunden und während meiner Schulferien zu Bekannten, die zwar auch in der Stadt wohnten, aber einen landwirtschaftlichen Betrieb besaßen, um dort bei allen landwirtschaftlichen Arbeiten mitzuhelfen. Als ich aus der Schule kam, wollte ich aufs Land gehen, um dort eine ländliche Fachausbildung zu erhalten; da wurde mir von zu Hause leider ein Strich durch die Rechnung gemacht. Man erlaubte es mir nicht. Ich sollte einen anderen Beruf erlernen und vor allem in der Stadt bleiben."

Martl L. geht als Haustochter weg. Sie hat sich auf ein Gut verpflichtet, zunächst ohne Wissen der Eltern, später mit dem ausdrücklichen Einverständnis des Elternhauses: „Ich schrieb immer nach Hause, daß es hier viel schöner sei als in der Stadt."

Die Jahre vergehen. Martl L. finden wir wieder als Landdienstgruppenführerin auf einem Gute:. „Nun war mein langersehnter Wunsch, einmal ganz auf dem Lande zu sein, in Erfüllung gegangen. So sind es zwei Jahre, seit ich aus der Stadt bin; ich habe es noch nie bereut, das Stadtleben aufgegeben zu haben. Ich wünsche und hoffe, daß es vielen meiner Mädel ebenso geht, daß sie der Scholle die Treue halten."

Dies ist kein Sonderfall. Viele Mädel aus dem BDM., die heute als Landdienstführerinnen mit starkem Herzen ihre Kraft der bäuerlichen Arbeit geben, sind diesen Weg gegangen. Ihr Beispiel wirkt weiter, und wenn sie den Mädeln ihrer Landdienstgruppen vielleicht auch nicht immer den letzten Entschluß abringen, den ferneren Lebensweg in der bäuerlichen Welt zu suchen — so bringen sie es dennoch fertig, in den Mädeln die Freude an der lebendigen ländlichen Arbeit zu wecken und das Wissen um das schwer erkämpfte tägliche Brot. Oder bedeutet es nichts, wenn wir später in den Städten Hausfrauen haben, die wirtschaftlich denken und arbeiten?

Denn dies erreicht der Mädellanddienst in jedem Falle, vor allem auch dadurch, daß er eine enge Bindung zu dem ländlichen Leben herstellt.

Der Arbeitsvertrag, den die Hitler-Jugend mit den einzelnen Bauern des Dorfes abschließt, regelt die Arbeitsbedingungen und die Unterbringung der Mädel in einem Heim. Die Mädellanddienstlager sind für 10 bis 30 Mädel eingerichtet. Tagsüber sind sie beim Bauern und werden dort auch am Familientisch beköstigt. Gesunde, zweckmäßige und schöne Räume, die den Anforderungen der Hitler-Jugend entsprechen, sind Voraussetzung für jede Unterbringung. Die Heime werden vor der Besetzung von dem zuständigen Gebietsarzt auf ihre Tauglichkeit zur Unterbringung für Jugendliche geprüft, da sie den Mädeln für die Dauer eines ganzen Jahres ja ein wirkliches Zuhause sein sollen.

Landdienstgruppenführerinnen sorgen für die Mädel. Ihre Verpflichtung, selbst beim Bauern zu arbeiten, bewahrt sie davor, sich von der eigentlichen bäuerlichen Arbeit zu entfernen.

Diese Führerinnen wissen um die Landarbeit, denn anders hätte man sie nicht für die soziale und erzieherische Betreuung als Führerin eingesetzt. Das ist mit wenigen Worten eine Kennzeichnung des Mädellanddienstes.

Sie gewinnt sofort Farbe, wenn wir unsere Kameradinnen sprechen lassen. Trude S. berichtet: „Nun sind wir zu viert in Feld und Stall, mit Lachen tun wir unsere Pflicht, ja, es ist viel mehr als eine freudig erfüllte Pflicht. Wir haben eine neue Heimat gefunden.

Zwei von uns bleiben immer auf dem Lande. Das steht schon fest. Wie wir untergebracht sind? Was soll ich viel erzählen?

Kommt selbst her und seht euch den sauberen, luftigen Schlafraum an, aber das ist nicht alles, vor allem jetzt im Winter sitzen wir gerne noch eine und zwei Stunden im kleinen, gemütlichen Tagesraum.

Unsere Führerin hat noch ein freundliches eigenes Zimmerchen. Nun, das braucht sie auch, denn es gibt so mancherlei zu verwalten — und Verwaltung mit Lachen ist halt immer noch ein selten Ding . . .

Mittags sitzen wir in der Bauernstube um den großen Tisch herum, keine Fremden, die wider ihre Überzeugung aus der Stadt aufs Land gefunden haben, sondern Mädel mit einer neuen Heimat."

Draußen im Tännicht

Im Tännicht stehen nicht, wie man meinen sollte, Tannen, sondern zunächst sieht man nur Wiesen, die sich weithin dehnen und hier und da von dunklen Ackerstreifen unterbrochen werden. Das sind für die Bestellung vorbereitete schmale Zwiebelfelder.

Inmitten all der Wiesen liegt wie eine Insel ein Dickicht aus Laubbäumen, Fichten, hohem Riedgras und allerlei Gestrüpp. Das ist das Tännicht.

Sicher hat es vor langen Jahren seinem Namen mehr Ehre gemacht. Zu ihm hin führt ein ausgefahrener Wiesenweg mit tiefen Gleisen und glänzenden Pfützen, zu dessen beiden Seiten Entwässerungsgräben mitlaufen, die sich immer wieder mit anderen kreuzen und verbinden.

So ist ein ewiges Rieseln auf den Wiesen, über denen sich die Drähte der Überlandleitung in langen Bögen von Pfeiler zu Pfeiler schwingen. Weit hinten stoßen die grünen Flächen an den Wald, über dem der Rauch ferner Fabrikschlote emporsteigt.

Wer aber meint, die Wiesen um das Tännicht wären kahl und langweilig, der irrt sich. Einsame, seltsam geformte Kiefern wechseln mit alten Eichen ab, die

gruppenweise beieinanderstehen und ihre noch kahlen Äste in den Himmel strecken.

Dafür treiben aber die Weidenbüsche an den Gräben schon ihre langen, schmalen Blätter. Nur an manchen, die sich mehr Zeit genommen haben, sitzen noch die unordentlichen, verblühten grauen Kätzchen an den rotgelben Ruten.

Und wieder scheint es, als seien wir schon ein paar Wochen weiter im Jahr. Aber das gibt sich, wenn die Sonne hinter dem Wald versinkt und dabei die einsamen Kiefernstämme rot aufleuchten läßt, so rot, wie sie niemals am Tage sind. Da wird es, obwohl sich der Wind gelegt hat, kühl und kühler über dem Teich, so daß er bald ganz reglos und bleiern daliegt.

Vera v. Wolffersdorff.

Eine Handvoll Erde

Einmal, als ich noch klein war, befand ich mich mit meinem Kameraden in unserem Garten, der uns besonders zur Zeit der ersten Johannis- und Stachelbeeren, der saftigen Kirschen und Weichseln immer wieder zwischen seine Mauern lockte und uns nach den Schätzen dieser Erde ausgreifen ließ. Kein Wunder, daß jeder die Finger streckte, soviel er konnte, aber dabei geschah es, obgleich jeder seinen Mund genügend hätte füllen können, daß wir in einen Streit gerieten, wem diese und wem jene Frucht gehörte.

Schließlich hatten wir uns so verfeindet, daß mein Kamerad, ein jähzorniger Junge, sich plötzlich niederbeugte, dort, wo eben gegossen worden war, die Hand in das nasse Beet wühlte, Erde heraushob, soviel er mit beiden Händen erwischen konnte, diese Erde zu einem Ballen zusammendrückte und sie gegen mich warf. Glücklicherweise flog der harte Ball an mir vorbei auf einen jener Graswege, die die einzelnen Vierecke des Gartens voneinander schieden.

Die alte Gärtnerin, eine Witwe, die jahrzehntelang im Dienst meiner Eltern stand und dies gesehen hatte, war herbeigelaufen, wohl, um mir ihren Schutz angedeihen zu lassen. Als sie den Erdballen, wenn auch zerfallen, auf dem Weg liegen sah, wandte sie sich erzürnt gegen meinen Kameraden, wies auf den Ballen und sagte: „Was ist denn das? Wie kannst du damit zuwerfen? Wenn du den andern ins Auge triffst, kann er blind werden."

„Was wird das schon sein", sagte der Junge und stellte sich, als wollte er sich auch gegen die alte Gärtnerin wehren, kampfbereit auf. „Dreck ist das. Sonst nichts, daß du es weißt."

Die alte Gärtnerin maß den übermütigen Jungen von oben bis unten mit einem Blick, den ich wohl nie in meinem Leben vergessen werde. „So", sagte sie, „Dreck ist das . . . In deinen Augen sieht das wohl so aus, du . . ." Sie wollte schon ein Schimpfwort von der Zunge springen lassen, behielt es aber bei sich; dabei neigte sie sich zu Boden, hob die Erde auf und wollte sie wieder in das Gartenbeet zurücklegen.

Plötzlich schien ihr ein Gedanke gekommen zu sein, der sie daran hinderte. Sie sah den Jungen immer wieder an, mit einem Blick, der unter den Brauen hervorkam, dann ging sie langsam gegen das Sommerhaus, wo drinnen auf dem Tisch allerlei leere Töpfe, kleine und große, herumstanden, und sah immer wieder nach uns zurück. Wollte sie nun sehen, ob wir nun wieder Frieden schließen

würden, oder blickte sie deshalb zurück, ob wir ihr vielleicht gar in das Sommerhaus nachfolgten?

Da winkte sie uns beiden plötzlich, und da mein Kamerad aus dieser Geste schloß, daß nun der Kampf vorüber sei, gingen wir beide — gegen das Gartenhaus.

Die Alte hatte einen kleinen Topf in der Hand und legte die Erde, die sie vom Weg aufgeklaubt hatte, hinein.

Dann hielt sie uns den gefüllten Topf vor die Augen, besonders meinem Kameraden, und sagte zu diesem: „Wart, dir will ich einmal zeigen, was das ist. Eine Handvoll Erde ist das, merk es dir, damit dir kein so unflätiges Wort mehr von der Zunge springt."

Der Knabe lächelte zwar noch immer überlegen, als wenn er es doch besser wissen wollte, was da in dem Topf sei.

Aber schon nach Tagen, als wir wieder versöhnt, von neuem in den Garten kamen, begann für uns beide mit einem Male etwas Wunderbares . . .

Wir hatten dies wohl schon oft und oft gesehen, aber es hatte doch nie einen solchen Eindruck auf uns gemacht wie diesmal, da es aus demselben Stück Erde entsprang, das kurze Zeit vorher wie eine feindliche Kugel zwischen uns aufgeflogen war.

Wir bemerkten zuerst, wie ein kleines Gräslein aus der Erde hervorkam, ein ganz unscheinbares grünes Ding . . .

Dann sahen wir mit den Wochen, wie dieses Pflänzchen immer größer wurde, und wie um dieses Pflänzchen herum im Topf immer neue Pflänzchen wuchsen.

Bald war die dunkle Erde grün verdeckt, so daß man kaum mehr etwas sah von ihr, und da die Zeit verging, wuchsen die Pflanzen immer höher. Sie quollen förmlich über den Topf heraus, als käme es von da unten immer wieder neu nach, als wäre diese Erde da drinnen unerschöpflich.

Eines Tages bemerkten wir zwischen all dem Blattwerk auch die ersten Knospen, und siehe da, nach einiger Zeit ging es auf: rot, blau, weiß, gelb, violett, wie wenn sich ein bunter Farbentopf entfalten wollte.

Tatsächlich wurde dieses Farbenspiel immer kräftiger und größer, und wir erkannten, daß die alte Gärtnerin von allen möglichen Blumen Samen in diesen Topf getan hatte.

Bald sah der Topf aus wie ein großes Füllhorn und verschwendete sich derart, daß man es kaum für möglich hielt, daß alle diese Blüten aus dieser Erde herauskommen konnten . . .

War es doch nur eine Handvoll Erde, wie die Alte selbst gesagt hatte, nur eine Handvoll Erde, und doch eine Handvoll des schönsten Wunders.

Staunend stand Konrad davor, mit ordentlich großen Augen; er hatte wohl das Wort, das er einst ausgesprochen hatte, ganz vergessen.

Nein, das hätte er nicht vermutet, daß aus demselben Erdballen, den er mir nachgeworfen hatte, eine solche Pracht entstehen sollte.

Ich hätte mir das auch nicht träumen lassen, obgleich alles ganz natürlich vor sich ging, und so sahen wir einander an, als begriffen wir beim Anblick dieses wunderbaren Blumenstockes, was ein und dasselbe Ding ausrichten kann auf der Erde, und wie sehr es darauf ankommt, es im Leben zu nutzen.

Gottfried Kölwel.

Bäuerliche Notizen

Meine Mutter hatte die seltsamsten Notizblöcke der Welt. Sie waren nämlich nicht aus Papier, sondern aus Holz. Aus festem, hartem Eichenholz oder aus jenem bräunlichen Nußbaumholz, das noch nach vielen Jahren einen feinen Duft nach Harz in sich trägt. Die Türen unserer verschiedenen Kleiderschränke waren Mutters Notizblöcke.

Sie war natürlich keine große Gelehrte, unsere Mutter; sie war eine Bäuerin, wie sie sein soll, eine, die sich in allen Lebenslagen zu helfen wußte. Mit dem Schreiben hatte sie im allgemeinen überhaupt nicht viel im Sinn; aber es gab allemal Dinge im bäuerlichen Leben, die es wert waren, festgehalten zu werden. Dazu waren eben die Schranktüren da.

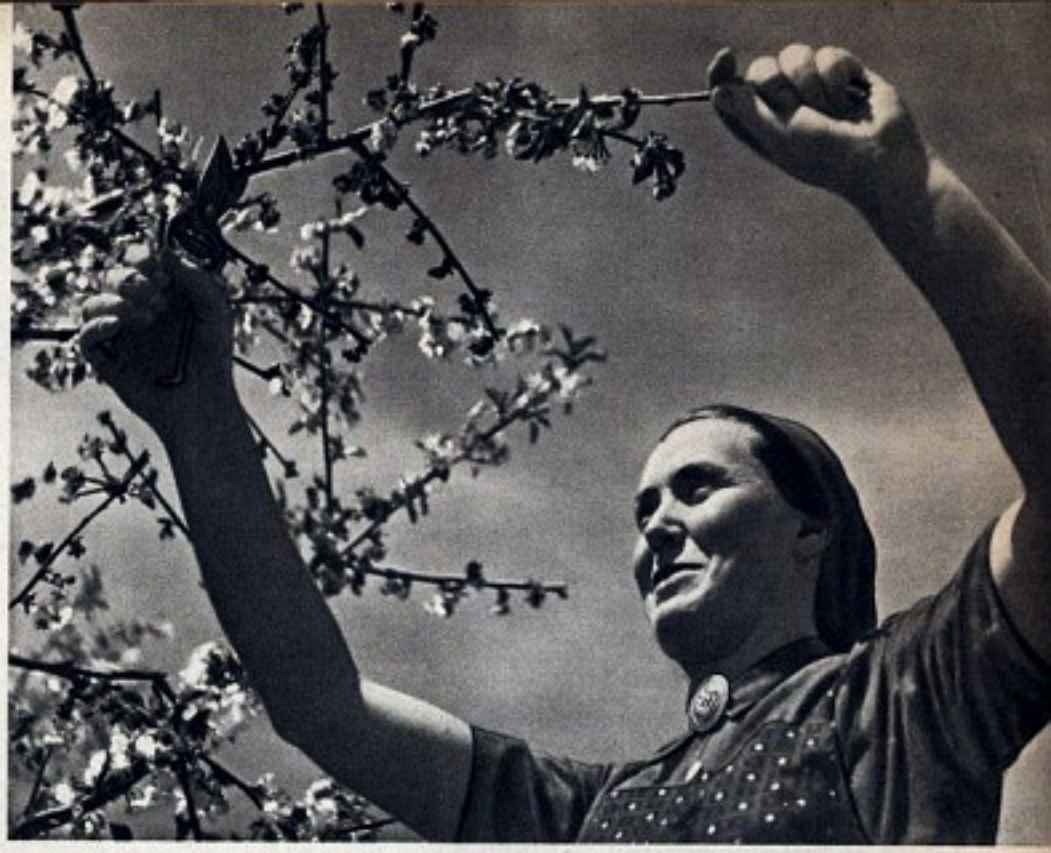
Sie waren bei uns neun Geschwistern auch zuverlässiger als ein Notizbuch mit so verlockend weißen Blättern. Ich z. B. war schon als Kind hinter jeden Fetzen unbeschriebenen Papiers her . . .

Nein, da waren die Schranktüren schon besser. Nach fünfzig Jahren konnte man da noch lesen, wie sich unser Viehstand

vermehrt hatte, wie die Kühe gekalbt, die Sauen geworfen und die Glucken gebrütet hatten. Da stand es sachlich und kurz: „am sechzehnten Oktober die rote Kuh", „am siebten Juli die große Sau", „am zehnten Mai die gelbe Glucke", „am zwölften Mai die alte Gans"...

Ich habe später so einen Schrank geerbt. Es ist ein schönes Stück, Nußbaum poliert, in der Form sauber und großzügig. Voll Stolz baute ich den Schrank in meiner Stadtwohnung auf. Lange Zeit überlegte ich, ob ich die Notizen meiner Mutter auf der Innenseite der Tür entfernen sollte...

Ich habe sie stehen lassen, die Aufzeichnungen von den roten, gelben und schwarzen Kühen, den verschiedenen Gänsen und Glucken. Sie sind sogar allmählich zu einem Prüfstein für die Leute geworden, die bei mir aus und ein gehen. Wer darüber verächtlich die Nase rümpft, der paßt nicht zu mir und mag ein andermal ruhig wegbleiben. Wer sich aber daran macht, mit fröhlichem Mute den Text genauer zu betrachten, der soll mir allzeit wieder ein lieber Gast sein. H.



OLIVIA

Gedanken zu einem Frauenbuch

Eine politische Zeit ist immer eine männliche Zeit. In ihr erhalten alle Lebensbereiche, selbst die persönlichsten, einen ausgesprochen soldatischen Charakter. Auf dem Gebiet der Literatur äußert sich das heute neben anderem in einer fast unübersehbar gewordenen Fülle von Biographien, die über große Politiker, Staatsmänner und Soldaten geschrieben werden. In dieser harten Atmosphäre mag die Dichtung um eine Frau nur selten und gut gedeihen.

Um so erfreulicher ist es, daß sich auf unserem Büchertisch nach langer Zeit ein Frauenbuch findet, das, weil es so stark und schön ist, durch einen besonderen Hinweis an dieser Stelle ausgezeichnet werden soll. Wir sprechen von dem im Hans-von-Huga-Verlag, Berlin, erschienenen Roman „Olivia" von Carl Rothe, dessen Lektüre wir allen unsern Kameradinnen anempfehlen möchten.

Dem Buch liegt folgende Handlung zugrunde: Olivia Rechperger, Tochter eines preußischen Offiziers elsässischer Abstammung, erlebt mit dem Bruder Urs und dem Halbvetter Ernest die letzten Tage Straßburgs. Obwohl es dem schwerverletzten Oberst als Alteingesessenem möglich gewesen wäre, in der Heimat zu bleiben, folgt er dem Ruf „seines Gesetzes", nämlich: geht mit seinen Kindern den Weg der Ausgewiesenen über die Kehler Brücke.

Nach Jahren unsteter Wanderung mit dem pflegebedürftigen Vater darf Olivia endlich an das „Eigene" denken, als der Bruder an die Universität von Bonn geht. Sie begleitet ihn und sieht einen lange gehegten Wunsch in Erfüllung gehen, ihrer Begabung als Malerin zu leben.

Hier in Bonn begegnen die Geschwister dem kriegsblinden Studenten Lentzen. Er deutet alsbald die Hilfsbereitschaft, die ihm Olivia zuteil werden läßt, als Neigung. In seine Freude darüber mischt sich die Bitterkeit, an ihrer Kunst, wie er vermeint, nicht teilhaben zu können. Die Pein der fremden Besatzung erreicht im Sommer 1923 zusammen mit dem verräterischen Treiben einiger weniger ihren Höhepunkt. Der blinde Lentzen tritt, als die Universität wegen Aufrührerei geschlossen wird, an die Spitze der Eifelbauern und Weingärtner gegen Abfall und Verrat. Urs und andere Kameraden begleiten Lentzen auf abenteuerlichen Fahrten durch das stumm gewordene Land.

In diesen Wochen begegnet Olivia dem einstigen Spielgefährten Ernest aus Straßburg wieder, der inzwischen als französischer Offizier in der Besatzungsarmee dient. Kurze Wochen unbefangenen Liebesglücks werden jäh unterbrochen, als Ernest durch Verrat erfährt, daß Urs, der Freund und Vetter, mit anderen jungen Männern durch die Eifel zieht und das Land zum Widerstand aufwiegelt.

Ernest handelt aufrecht und getreu seinem Eid. Zugleich aber verliert er Olivia, und die Kränkung, die er dem Mädchen zufügen muß, läßt ihm keinen Ausweg.

Olivia erfährt von Lentzens Flucht an die luxemburgische Grenze und Verhaftung. Auf der Suche nach dem Verbleib des Blinden erkennt sie erst die Zusammenhänge, erfährt den Tod von Ernest. Sie beugt sich vor dem „Auferlegten".

Noch einmal lockt die Malerin in ihr, der Zauber der westlichen Welt in Paris, wohin sie gefahren ist, um die Freilassung des Blinden zu erwirken. Sie widersteht und kann Lentzen von der Festung abholen in derselben Stunde, da die rheinische Verschwörung siegt über die Abtrünnigen.

Wir möchten noch auf vieles hinweisen, das dieses Buch lesenswert macht, auf die vorzüglichen Schilderungen der alemannischen und der Eifellandschaft, auf die vielen menschlichen Züge, an denen dieser Roman so reich ist, was indessen alles nicht so wichtig ist wie die Tatsache, daß im Mittelpunkt eben das Leben und Schicksal einer Frau steht. Immer ihren ureigensten Regungen, in der Seele des Weibes tief verborgenen Gesetzen gehorchend, schreitet dieses Mädchen tapfer durch ein von Bedrängnissen angefülltes Leben und verklärt das stürmische Tun der Männer, an dem sie ja nur unmittelbar teilhaben, dessen Sinn sie nur selten begreifen kann, durch das Opfer ihrer Neigung und ihrer Liebe. Fe.

Zum sechzigsten Geburtstag der ostpreußischen Dichterin

Oft hat sie unter uns geweilt; denn seit Jahren nimmt sie regen Anteil an unserer Mädelarbeit. Wo immer es auch war, ob auf Elternabenden, Sportfesten oder in unseren Führerinnenschulen, immer war die Freude in ihren Augen über das Frische, Frohe und Gesunde, das Mädel und Jungmädel ihr in Spiel und Sport, in Lied und Tanz zeigten.

Daneben aber standen andere Stunden, in denen Agnes Miegel uns von dem Reichtum ihrer Dichtung schenkte. Unvergeßlich werden uns jene Abende in unseren Führerinnenschulen sein, an denen wir im kleinen Kreis beisammensaßen und Agnes Miegel las . . .

Dann führte sie uns hinauf in den Osten, hin „zu dem Brückenkopf Deutschlands", hin zu der harten und kargen Art ostpreußischer Menschen, die soviel inneren Reichtum umschließt.

Wir kannten wohl alle ihre Balladen, kannten jenen Ruf, den sie damals in schwerer Zeit ins Reich sandte: „Ueber der Weichsel drüben, Vaterland, höre uns an . . ." Wir kannten „Die Nibelungen" und kannten „Die Frauen von Nidden . . ." Und doch, wie gewannen sie alle an Leben und Eindringlichkeit, wenn Agnes Miegel sie uns las in ihrem schweren ostpreußischen Tonfall . . .

Vor Jahren haben wir sie einmal aufgesucht in ihrer Heimatstadt, Königsberg. Da sprach sie uns von ihrem Glauben an Deutschland, der auch in Zeiten der Not und Erniedrigung nicht zu erschüttern war.

Aus diesem Glauben heraus hat sie ihr Werk geformt: jene Geschichten von Altpreußen, jene Balladen und weitgefügten Gesänge von den Domen des Ostens, die von Kampf und Einsatz der Ordensritter, der Bauern und Siedler künden . . . Stille, besinnliche Geschichten, die so viel vom Wesen und vom Gemüt der Deutschen in sich tragen, stehen daneben.

„Unter hellem Himmel" nannte Agnes Miegel das kleine schmale Bändchen, das der Eugen-Diederichs-Verlag — der auch ihre Balladen verlegte — herausgab. Ihre Kindheit, ihre Heimat sind in ihm in warmen lebendigen Bildern festgehalten.

Das Ostdeutsche, dem das Kolonisten-Deutschtum ein besonders hartes und kämpferisches Gepräge gab, bestimmte Agnes Miegel, ihr Leben und ihre Arbeit.

Als Tochter des Königsberger Kaufmanns Gustav Adolf Miegel wurde sie am 9. März 1879 geboren. Aber Vorfahren von ihr saßen auch im Westen an der Grenze des Reiches und drunten in der Ostmark . . . Vielseitig im deutschen Leben ist somit auch die Verbundenheit, die sie zurückführt auf vergangene Geschlechter.

Am stärksten aber ist in ihr das Blut der deutschen Kolonisten, denen nichts geschenkt wurde, sondern die sich Schritt für Schritt ihr Leben schaffen, erarbeiten, ja erkämpfen mußten. Mit einem gewissen Stolz betont es die Dichterin . . .

Gehört sie somit auch hinauf in das Ostland, so ist ihre Dichtung doch weit über die Grenzen Ostpreußens gedrungen, tief hinein in das deutsche Volk und vor allem in die Jugend von heute . . .

Einen weiten Weg ist Agnes Miegel gegangen, hin durch Krieg und Notzeit. Immer aber war der Glaube an ihr Volk, war die Liebe zu ihrer Heimat Ostpreußen in ihr wach. „Nichts gab ich als meinen Geist in meinem schwachen Wort an Jugend, die andere Mütter trugen. Nichts als dies — und meine große Liebe." So bekannte sie einmal von ihrem Leben . . .

Dafür danken wir dir, Agnes Miegel. Deine klare, preußische Art, dein Glauben an Heimat und Volk haben in der Zeit deutscher Not uns mit den Weg gewiesen. Deine Freude an unserer Arbeit hat uns in den Jahren des Aufbaus Bestätigung und neuen Antrieb gegeben. So grüßen wir dich zu deinem sechzigsten Geburtstag in der frohen Gewißheit, daß du noch oft unter uns weilen wirst und unsere Arbeit noch ein weites und schönes Stück Weg begleiten wirst.

Immer aber — gleich ob du im Norden, Süden, Osten oder Westen des Reiches unter uns bist — wird Freude in dir sein; denn so sagtest du einmal zu einer schwäbischen Führerin:

„Ich habe so viel Liebe für den BDM. Immer wieder denke ich, wie schön es sein muß, jetzt so jung zu sein, daß man darin so selbstverständlich in das neue Deutschland hineinwachsen kann!

Ich bin so alt, daß ich lange Jahre um deutsche Jugend sehr gebangt habe und immer neu betroffen und beglückt bin über diese Kraft zur Gesundung, zur Zucht und Sitte — zu einer einheitlichen Sitte und Gesinnung, die uns Alte aus dieser Jugend ansteht, der ich mich, wo es auch sei, viel näher fühle, als oft Menschen meiner Generation, weil ich fühle, daß so vieles in in dieser Jugend Gestalt wird, was ich erwünschte und erhoffte . . ." Hilde Munske.

Wie ich zu meiner Heimat stehe

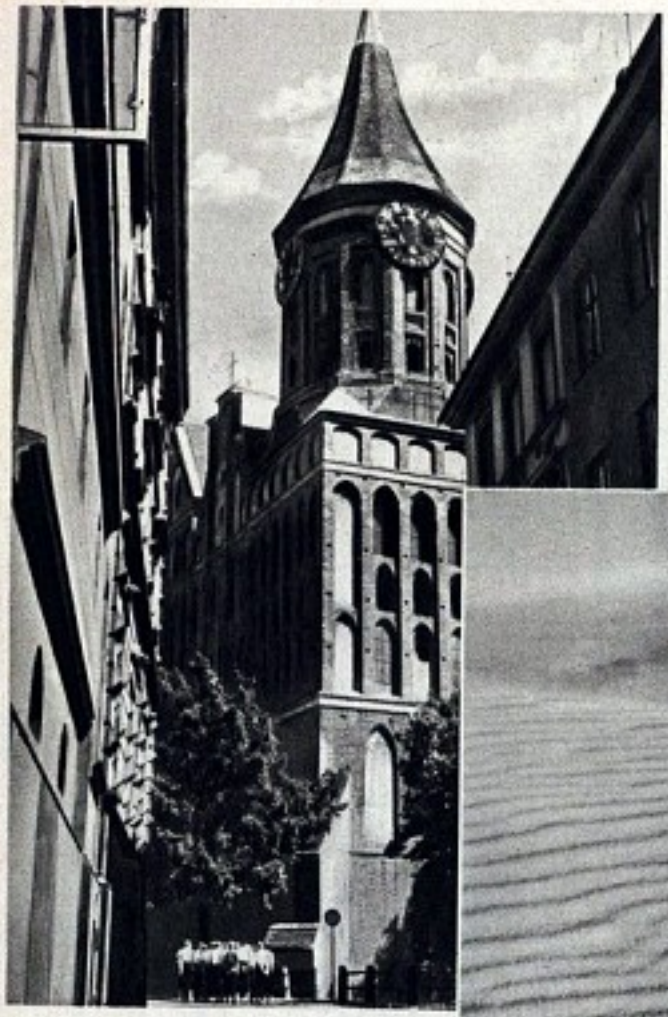
Wie ich zu meiner Heimat stehe, soll ich sagen. Seltsam erscheint mir die Frage, und ich grüble darüber nach, wie ein Kind, das man gefragt hat, wie es mit seinen Eltern steht. Wüßte es das, so stände es sich nicht mehr mit ihnen, würde sein Leben und Wesen als ein einzelnes, ihnen nicht mehr untrennbar verbunden empfinden.

Nein, nie könnte ich mir vorstellen, so lieb mir Deutschland ist, daß ich in einem anderen Land als dem zwischen Weichsel und Memel geboren wäre. Niemals könnte es auch da, so herrlich Danzig ist, so vertraut die Städte am Haff und im Land, so über alles schön die Dörfer und Güter Preußens sind, ein anderer Ort sein als das feste Haus des Deutschritterordens, das am Pregel liegt — meine Vaterstadt Königsberg!

Anders war diese Stadt, war dieses Land, als ich klein war. Noch waren wir nicht abgetrennt vom Reich, fühlten uns noch nicht wie die immer bedrohten, verarmten Bewohner einer Hallig. In gesichertem Behagen lebten wir hin, in festgefügten Lebensformen, in aller Armut stolz, ein jeder auf sein Preußentum und auf den festen Platz, den auch dem Bescheidensten von uns seine Kaste gab.

Gastfrei waren wir. Und dieses und die Fähigkeit, sich rascher, beweglicher als sonst Norddeutsche in schwere neue Zeit zu schicken, haben wir hinübergerettet aus jenen Tagen des Friedens. Auch die Leichtherzigkeit, Feste zu feiern, wie sie fallen, und die Musikliebe — beide wohl ein Erbteil des oberdeutschen Blutes.

Von mir sollte ich reden und von der Heimat. Und von „uns" rede ich wie ein Kind von den Seinen. Denn nirgendwo, vielleicht nur noch im alten Baltikum



Nebenstehend: Der Dom zu Königsberg, der schönste Dom in Ostdeutschland.

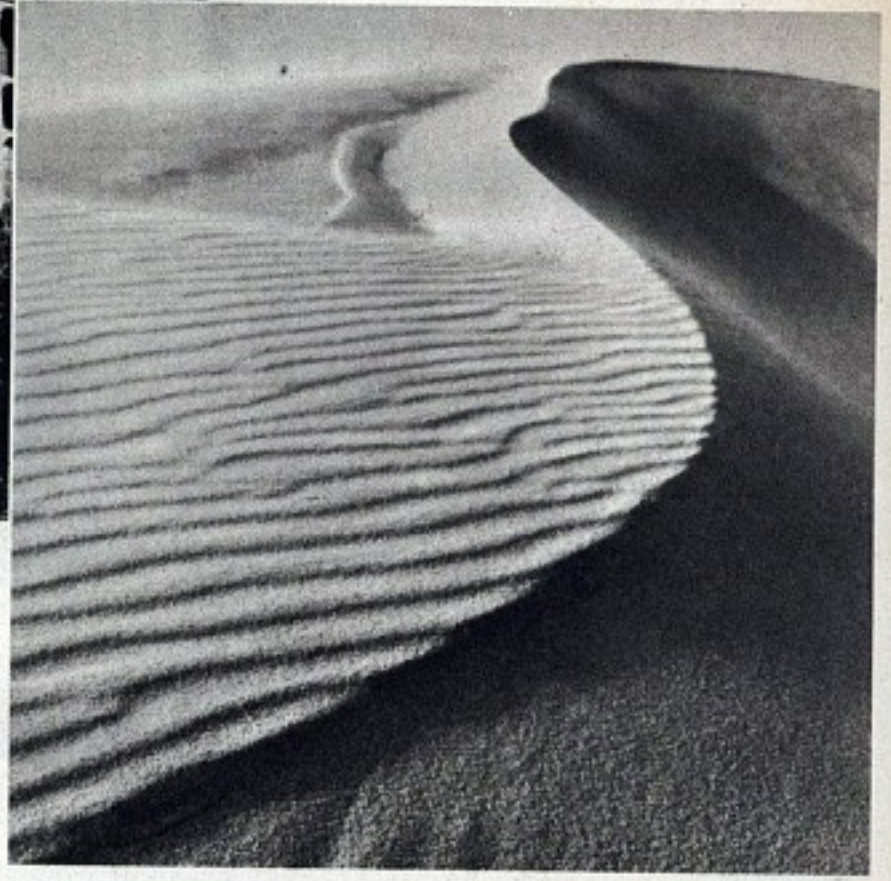
Rechts unten: Unendlich weit ziehen sich die weißen Bänder der Dünen.

Links unten: Abendstimmung an der Weichselniederung bei Marienwerder.

Pregelarmen der alten Stadt, gab vor der Börse die sonnenblitzende Herrlichkeit des Hafens mit Seglern und Hochseedampfern, die aller Länder Flaggen von Ost- und Nordsee trugen.

Gab mir, unerschöpflich schenkend, den schönsten Dom Ostdeutschlands und Kirche an Kirche, riesige Marktplätze in stillen Landstädtchen, Gutsfriedhöfe an einem Meer grüner und gelber Felder hoch auf dem Wallberg. Linden rauschender Hügel, Frühlingsfahrten durch blühende Obstgärten am Haff und glashelle Sommernächte auf der Nehrung, auf schneekalten Sanddünen und mondhelle Herbstnächte an der Steilküste des Samlands.

Nicht mehr neu und beglückt wie als Kind nehme ich dieses alles hin, auch



oder in den kleinen Gebieten der Ungarnschwaben, fühlte sich der Deutsche so als Kind einer Familie mit seinen Stammesgenossen wie hier, trotzdem bei uns jeder Gegensatz im Land selber fehlt. Noch nicht einmal jenseits der Grenzen, die superkluge Feindschaft mit dem Lineal auf einer unverstandenen Landkarte zog, beginnt für uns der Fremde.

Und wie mir dieses Land Leben und Atem gab, wie es mich nährte mit dem

Korn seiner wogenden Roggenfelder, mit der Milch seiner schwarzbunten Herden, die auf seinen flachen Flußwiesen weiden, mit seinem Obst, das die feuchte Seeluft reifte, seinem hellen Honig, der die Süße seiner Lindenalleen und goldenen Rapsfelder bewahrt, so gab es mir seine Sprache, sein uraltes, weiches Platt, sein breites, singendes, an alten Formen noch überreiches Hochdeutsch, gab mir Lieder, Sagen und Schwänke, Schnurren und Witze, die eine Generation der andern unverändert in unserer Stille weiterreichte.

Gab mir, schon ehe ich jenes verstehen konnte, die Bilderbuchbuntheit seines Lebens: Das mächtige Schloß, umklungen von Glockengeläut und Militärmusik, das quirlende Gewirr des Bauern- und Fischmarktes zu seinen Füßen, das Leben der Flußschiffer und Flößer auf den schmalen

nicht mehr gewohnt und selbstverständlich wie einst in der Jugend. Nicht nur mein Alter hat mir gezeigt, daß dieses alles doch genommen werden kann.

Aber Tage der Not, als Krieg und Brand, Entsetzen und Tod über meine Heimat gingen, haben mich und die meisten der Meinen gelehrt, daß über dem Vergänglichen ein anderes bleibt, was jene Schrecken nicht zerstören, so wenig wie Trennung im Leben oder Sterben Blutsverwandtschaft zerstört.

Und so sage ich jetzt, wo der Abschied mit jedem Abend näher kommt, zu dem Land zwischen Weichsel und Memel wie der Samurai zu der edlen Braut, der er sich vor dem Schrein seiner Ahnen verlobt: Ich vermähle mich dir für die nächsten vier Inkarnationen.

Agnes Miegel.

Deutsches Wohnen

Es ist eine Tatsache, die kaum mehr erwähnt zu werden braucht, daß sich unser gesamter Lebensstil in den letzten Jahren grundlegend geändert hat. Ebenso klar ist es, daß auch unsere Wohnung mit unseren sonstigen Anschauungen von Schönheit und Zweckmäßigkeit übereinstimmen muß. Sie muß einfach, echt und wohnlich sein. Wir schätzen heute weder die „Gemütlichkeit" der Wohnungen der Jahrhundertwende mit ihren dunklen, schweren Gardinen und Portieren und mit den hunderterlei Sachen und Sächelchen, die den Zimmern einen „intimen Reiz" geben sollten, noch die stählerne Sachlichkeit der Nachkriegsjahre. Eine Privatwohnung ist kein Laboratorium und keine Fabrik. Sie soll bei aller Schlichtheit den Charakter und Geschmack des Eigentümers tragen.

Einen Schritt zu dieser neuen Wohnkultur stellt die Jahresschau des Tischlerhandwerks in Leipzig dar. Sie macht nicht den Anspruch, in allem und jedem vorbildlich zu sein. Doch sie will mit allem Nachdruck die neuen Wege weisen, die gegangen werden müssen, um aus Kitsch und Unehrlichkeit heraus zu einem Wohnstil zu kommen, der unserer Art entspricht.

Es ist kein Zufall, daß diese Ausstellung von der Beauftragten für das BDM.-Werk „Glaube und Schönheit", Clementine

Polstermöbel mit roten Bezügen aus einem Musikzimmer. Entwurf: Prof. Nothelfer, Berlin. Ausführung: Gottlieb Olm, Berlin.

Rechts oben: Truhe, Eiche geräuchert. Entwurf von Peter Böhrmann, Rendsburg. Links nebenst.: Teil eines Wohnzimmers.

haben, eine geschmackvolle Einrichtung zu erwerben, sondern daß gerade Kleinwohnungen im Rahmen des Ehestandsdarlehens und Einzelräume mit besonderer Liebe zusammengestellt wurden.

Auffallend an der Ausstellung ist, daß die einfachen Räume den eleganteren gegenüber fast immer einheitlicher und zielbewußter wirken. Bei ihnen ist die geforderte Wohnkultur tatsächlich schon vorhanden, während man bei den anderen vielfach stark das Suchen nach neuen Wegen spürt. Gerade das aber läßt uns glauben, daß das deutsche Tischlerhandwerk in seiner Arbeit sinnvoll vom Einfachen und Schlichten ausgehend auch anspruchsvolle und elegante Zimmer im neuen Sinne befriedigend gestalten wird. Suse Harms.

Zimmer aus Kirschbaum, hell. Entwurf: Prof. Stoß, Wupp.-Barmen. Ausgeführt von Banz und Lüsebrink, Wupp.-Barmen.

zu Castell, eröffnet wurde. Denn, wie Reichsinnungsmeister Kaiser in seiner Begrüßungsansprache betonte, es ist vor allem die Jugend, die bereit ist, neue Anregungen aufzunehmen und weiterzutragen. Durch die tatkräftige Unterstützung der deutschen Mädel wird das Neue und Gute auf diesem Gebiete am tiefsten ins Volk dringen.

Die Sehnsucht nach einer schönen, ihm gemäßen Wohnung liegt jedem Mädel im Blute. Ob es nun heiratet und seiner Familie ein Heim zu gestalten hat, oder ob es berufstätig bleibt und sich mit einer Kleinstwohnung von einem oder höchstens zwei Zimmern begnügt, immer wird es versuchen, diesen Räumen durch moderne und schöne Möbel den Stempel seiner Persönlichkeit aufzudrücken.

Allerdings spielt dabei die Platz- und Geldfrage die wichtigste Rolle, und es war besonders erfreulich an der Leipziger Möbelausstellung, daß nicht nur mit solchen Käufern gerechnet wurde, die sich alles leisten können und es daher leicht

Rechts oben: Schrank aus Lärche mit Birnbaum. Darunter: Arbeitszimmer aus Nußbaum. Entwurf: K. Knöpplin, Mechlenburg.

Elternabend

Gestern und heute

Wenn die Älteren unter euch einmal zurückdenken und die Entwicklung unseres Mädelbundes in den letzten Jahren betrachten, dann werden sie sicher nachdenklich bei den Elternabenden verweilen und bei dem Vergleich der Abende von einst und heute froh erkennen, welch weiten Weg wir hier vorangekommen sind.

Könnt ihr euch noch besinnen, wie wir zusammen saßen und über das „Programm" des Werbeabends berieten? Wißt ihr noch, wie unsere Köpfe heiß wurden, weil wir doch wollten, daß unsere Eltern eben alles aus unserer Arbeit kennenlernen sollten?

Was machte es uns doch für Kopfschmerzen, daß es uns nicht gelingen wollte, einen richtigen Heimabend auf die Bühne zu bringen! Und Anne, die von diesem Vorhaben nicht abging, mußte es dann erleben, wie dieser Punkt ihres Programms überhaupt nicht wirkte. Ja, dabei ging dann erst allen auf, daß es eben zum Wesen des Heimabends gehört, daß jede unmittelbar mitdenkt, fragt und Anteil nimmt. Ein Zuschauer dabei ist unmöglich.

Aber nehmen wir doch einmal ein Programm zur Hand! Ihr lacht heute über die damals übliche Zweiteilung: 1. ernster Teil, 2. lustiger Teil. Und ihr lächelt heute darüber, daß am Anfang ein Bekenntnislied steht und der Abend mit einem vergnügten Schunkellied endet. Und verständnislos betrachtet ihr die Fülle der Punkte; denn da gibt es tatsächlich aus jedem Gebiet etwas: Die Schulungsarbeit und unsere Erkenntnisse werden von Einzelsprechern oder in Chören vorgetragen, in „turnerischen Darbietungen" kommt der Sport zu Wort, beim Packen und Abkochen wird ein Lob auf unsere Fahrten gesungen, und so geht es weiter.

Heute ist es anders, und wir sind stolz auf unseren Fortschritt, aber eines gibt es da beim Beurteilen für uns zu bedenken: Welches war damals der Zweck der Elternabende, und wie ist es heute? Ja, da wird es uns nämlich klar: Die Abende damals mußten so sein. Gerade in dieser Art entsprachen sie der „Forderung des Tages". Uns kennenlernen sollten die Eltern, und wenn sie es von innen heraus nicht begriffen, dann mußte es ihnen eben so klargemacht werden: So wurden die verschiedenen Eltern auf alle erdenkliche Weise angesprochen. Doch dann lernten wir hinzu.

Da sagte Hedy, als nachher im Heimabend der Elternabend kritisch besprochen wurde, ihre Mutter habe bedauert, zum zweiten Teil dageblieben zu sein. Der erste habe sie so ernst gestimmt, daß es ihr nachher schwer gefallen sei, bei dem lustigen Singen innerlich mitzumachen. Und andere Mädel berichteten Ähnliches.

So wurde es uns immer klarer: Es ist unmöglich, erst die Menschen zum Ernst und Nachdenken zu bringen, und sie nach einer Pause plötzlich zum Frohsein und Lachen umzuschalten. Entweder gehen die Menschen beim Heiteren nicht recht mit, wenn der erste Teil gut war, oder aber seine Wirkung wird gewaltsam zerschlagen. So erkannten wir: die Zweiteilung geht nicht. Sie ist unorganisch; aus einem Guß muß der Elternabend sein.

Hinzu aber kam noch folgendes: Mußte der Elternabend am Anfang werben, kam es darauf an, durch das Vielfältige der Darbietungen möglichst viel von unserer Arbeit zu vermitteln, so liegt es heute anders. Heute kennen die Eltern uns und unsere Arbeit. Heute wollen sie nicht über unser Wollen „aufgeklärt" werden, nein, sie kommen als Gäste, die inneren Anteil nehmen an unserm Erleben. Und daran sollten wir bei der Gestaltung eines jeden Elternabends, einer jeden Feierstunde mit unseren Eltern denken.

Wenn wir nur einmal unser eigenes Leben mit dem unserer Mütter vergleichen, dann wird es uns so recht klar, wie gut wir es haben. Welche der Mütter kennt so viel vom deutschen Vaterland wie ihre Tochter? Wer führte die Mutter, als sie so alt war, wie es ihr Kind heute ist, hin zum guten Buch? Wer vermittelte ihr ein Erleben vom Wald und von der Heide, wie es heute jedes BDM.-Mädel hat?

Und wenn wir das bedenken, dann wird es uns klar, daß die Größe und die Schönheit unserer Jugend auch eine Verpflichtung für uns ist.

So wird es uns Bedürfnis, unsere Eltern in ernsten und frohen Stunden teilnehmen zu lassen an unserem Leben; die Fülle unseres Daseins soll nicht eine Kluft schaffen, sondern vielmehr die Brücke von Generation zu Generation.

In vielen vorweihnachtlichen Elternabenden und Müttersingen kam diese Erkenntnis schon deutlich zum Ausdruck. Aber wir wollen ja das ganze Jahr daran denken. So wollen wir im Frühjahr in offenen Singen uns mit den Eltern gemeinsam an den schönen alten Volksliedern freuen.

Oder in einer kleinen Feierstunde sollen die Eltern froh werden durch unser Musizieren, und die Führerin wird ihnen dabei danken für die Bereitwilligkeit, mit der die Eltern die Tochter gehen ließen, deren Hilfe im Haushalt wegfiel, wenn sie unterwegs war; sie wird danken für die Arbeit der Mutter, die wohl des Nachts noch half, damit am Morgen die Ausrüstung für die Fahrt fertig war, und für das Vertrauen, das die Eltern der Führerin schenken, wenn sie ihr Kind für Wochen ins Lager oder auf Großfahrt schicken.

Und wenn wir jetzt unseren nächsten Elternabend bedenken, dann soll uns nur eines Richtschnur sein: Wie machen wir es, daß unsere Eltern froh und von unserem Erleben erfüllt nach Hause gehen? Wir wollen nicht, daß sie mit einer gewissen Wehmut die Dinge betrachten, an denen sie persönlich keinen Anteil mehr haben können, nein, mit uns sollen sie sich freuen über das reiche Leben, das heute deutsche Jugend lebt.

Wie wir es anfangen? — Genau wie sonst begrüßen wir unsere Gäste mit einem Lied. Dann folgt eine frohe Musik, die dem Abend „die Atmosphäre" gibt, und die die Menschen zu einer Gemeinschaft bringt, indem sie sie in gleicher Weise aufschließt für das, was da kommen soll.

Noch fester wird dann die Gemeinschaft durch das gemeinsame Lied. Hier ist an solchem Abend ein Entgegenkommen unseren Gästen gegenüber geboten. Wir dürfen nicht meinen, daß es ihnen nun unbedingt Bedürfnis sei, in dieser Stunde so viel neue Lieder wie möglich zu hören oder gar zu lernen. Nein, den Gästen zur Freude werden wir uns auf ein Lied besinnen, das sie mitsingen können, und selbst wenn wir eines nehmen, das wir sonst nicht zu unsern zählen, z. B. „Am Brunnen vor dem Tore".

Nun komme niemand und sage, das sei ein Kompromiß! Ein Kompromiß wäre unser Tun, wenn wir ein Lied nähmen, bei dessem Singen wir unserer Art untreu würden, weil es dem, was wir wollen, widerspricht. Solange die Lieder, die eine Brücke schlagen von Generation zu Generation, unserer Art nicht entgegen sind, dürfen wir sie getrost noch einmal mitsingen. Sicher fühlen die Menschen dabei, soweit für sie diese Lieder nicht an persönliches Erleben gebunden sind, ganz von selbst, daß es eine Armut jener Zeit war, daß sie den Weg nicht fand zum alten kraftvollen Volkslied.

Auch was wir im Spiel gestalten, muß Beziehung haben zu unseren Gästen. Das haben zum Beispiel all jene Volksmärchen, die da zeigen, daß dem deutschen Fühlen und Denken nicht Gold und Geld das Höchste sind, sondern allein das reine einfältige Herz.

Soll der Abend weniger richtig vergnügt, sondern mehr lebensbejahend-feierlich sein, wird man mit der „Goldmarie und Pechmarie" sicher ein Erlebnis mitgeben.

Gut wird es sein, wenn wir bei der Einladung über den Kreis unserer Eltern hinausgehen und einmal an jene Menschen denken, die nicht das Glück haben, durch Kinder oder auch persönlich fest in der Gemeinschaft einer Organisation zu stehen. So laden wir vielleicht einmal die von der NSV. Betreuten ein, um jenen Menschen, deren Tage dunkel und schwer sind, Freude zu bringen.

Felicitas Dütschke.

Garmisch 1939

Wieder wehten die Fahnen der Jugend über Garmisch, und wieder trafen sich die Besten aus allen Gauen des Reiches zum Wettkampf: Zu den 4. Winterkampfspielen der Hitler-Jugend. Aber anders war diesmal das Bild! Bedeckte im Vorjahr leuchtender Schnee Garmisch und die hohen Hänge ringsum, so stand diesmal die Sonne Tag für Tag über einem Gelände, das fast gar nicht winterlich aussah.

Mußten auch einzelne Wettkampfstrecken höher gelegt, einzelne Termine um ein, zwei Tage verschoben werden, so beeinflußte das alles nicht weiter die Stimmung der Wettkampfteilnehmer. Braungebrannt und einheitlich in ihrer Ski- und Eislaufkleidung belebten Mädel und Jungen aus Nord und Süd, aus West und Ost — unter ihnen zum erstenmal die Ostmärker und die Sudetendeutschen — das Bild der reich geschmückten Straßen von Garmisch.

Spannende Kämpfe gab es auf allen

Strecken, und unter lebhafter Anteilnahme wurden die einzelnen Entscheidungen zwischen den Gebieten und Obergauen ausgetragen. Es wurden durchweg gute Ergebnisse erzielt.

Durch die Teilnahme der Ostmärker und der Sudetendeutschen verschob sich das Gesamtbild in diesem Jahr natürlich wesentlich, fallen doch die Wintersportarten so recht in ihr Bereich. So holten sich denn Sudetenland und vor allem auch Tirol zahlreiche Siege. Im Eislauf errangen die Wiener Läuferinnen nach Lydia Veicht, die sich nach dem Deutschen Meisterin-Titel nun auch die Jugendmeisterin holte, die wesentlichsten Plätze.

Aus der Fülle der Ergebnisse wollen wir hier nur jeweils die ersten drei Plätze nennen. So errang im zusammengesetzten Lauf (Abfahrts- und Torlauf) BDM. Rosemarie Prozauf, Tirol, die Deutsche Jugendmeisterschaft; an 2. und 3. Stelle lagen Hilde-Suse Gärtner, Baden, und Anneliese Prozauf, Tirol.

Deutsche Jugendmeisterin im Torlauf wurde Hilde-Suse Gärtner, Baden, während Rosemarie Prozauf und Rosa Rietzler — beide Obergau Tirol — den 2. und 3. Platz einnahmen. Im zusammengesetzten Lauf, Wertungsgruppe III (Bergland), Klasse A, führte Anneliese Schmidt, Westfalen; Marga Michel, Niedersachsen, und Ali Schraube, Westfalen, folgten.

In der Klasse B der Wertungsgruppe III (Bergland) im Torlauf war Ingeborg Frank, Berlin, erste Siegerin. Anneliese Geresser, Niedersachsen, und Anni Erlemann, Berlin, waren an zweiter und dritter Stelle. Im zusammengesetzten Lauf der gleichen Wertungsgruppe, Klasse B, kam Anneliese Geresser, Niedersachsen, vor Ingeborg Frank und Anni Erlemann — beide Berlin — als erste ans Ziel.

Rosemarie Prozauf, Tirol, siegte im zusammengesetzten Lauf, Wertungsgruppe I (Hochgebirge), Klasse A, vor Rosa Rietzler, Tirol, und Mimi Guggemoos, Hochland; während der gleiche

Lauf in der Klasse B nachstehende Reihenfolge ergab: Marie Stüger, Oberdonau, Erika Kosler und Anneliese Prozauf, beide Tirol.

Der zusammengesetzte Lauf, Wertungsgruppe II (Mittelgebirge), fiel in der Klasse A an Christa Rotter, Sudetenland, Bobbi Fecht, Baden, und Hedwig Pilz, Sachsen; in der Klasse B an Hildesuse Gärtner, Baden, Ella Reß, Baden, und Ursula Kluck, Schlesien.

Im Torlauf, Wertungsgruppe I (Hochgebirge), siegte in der Klasse A Rosemarie Prozauf, Tirol, vor Rosa Rietzler, Tirol, und Mimi Guggemoos, Hochland; in der Klasse B Erika Kosler, Tirol, Marie Stüger, Oberdonau, und Marie Lenhardt, Wien.

In der Wertungsgruppe II (Mittelgebirge), Klasse A, fielen im Torlauf die ersten Plätze an Christa Rotter, Sudetenland, Hedwig Pilz, Sachsen, und Bobbi Fecht, Baden; im Abfahrtslauf, Wertungsgruppe III (Bergland), in der Klasse B an Anni Erlemann, Berlin, Anneliese Geresser, Niedersachsen, und Ingeborg Frank, Berlin.

In der Wertungsgruppe II (Mittelgebirge) im Abfahrtslauf siegten in der

Klasse B Hildesuse Gärtner, Baden, Hannelore Sorge, Schlesien, Ella Reß, Baden.

Im Eislauf kamen nach Lydia Veicht Hanne Niernberger und Emmi Putzinger, beide Wien, auf die ersten Plätze. — Bei den Jungmädeln siegte im Einzellauf Eva Pavlik, Wien, vor den beiden Hochländerinnen Erika Braun und Gaby Koch. — Die Deutschen Jugendmeisterschaften im Paarlaufen kamen an Baran-Falk, Westfalen, vor Lauer-Waldeck, Westfalen; während Rudolf-Unger erste Sieger JM./DJ. wurden. —

Zum Abschluß der Reichswintersportwettkämpfe stellte der Reichsjugendführer nach erfolgter Ehrung der Sieger und Siegerinnen heraus, daß es für ihn als Erzieher beglückend sei, daß das Maß persönlicher Tapferkeit, das einst Auslesegrundsatz der Führerschaft der NSDAP. in der Kampfzeit war, sich in dieser sportlichen Arbeit der HJ. wieder als Auslese-Grundsatz erweise.

Nur der Tapfere sei berechtigt, in der Führung des Volkes zu wirken, und **der Sport sei die große Erziehungsschule der Tapferen!** Er

schaffe die Voraussetzung für jede Führertätigkeit im kommenden Deutschland.

Baldur von Schirach ermahnte die Jungen und Mädel, auf ihren Lorbeeren nicht auszuruhen, sich nicht etwa einzubilden, etwas Besonderes darzustellen. „Ihr habt mit eurem Sieg kein Recht, sondern nur eine Verpflichtung erworben. Ihr müßt mehr als sportliche Kämpfer sein, denn die Lehre Adolf Hitlers ist nicht nur eine weise weltanschauliche Theorie, sondern auch schwere körperliche Arbeit, bedeutet Mühe und Strapazen!"

Die Sieger und Kämpfer dieser Winterspiele — so betonte der Reichsjugendführer abschließend — **seien die Vertreter eines neuen Zeitalters der Erziehung** und dieses Vorbildes sollten sie sich in der großen Gemeinschaft unseres Volkes immer bewußt bleiben.

Jungmädel! Erfülle Deine Aufgabe als Jungmädel im Geiste der Mütter, die im großen Kriege schwere Opfer und tiefes Leid trugen, indem Du der Mutter aller Deutschen dienst: Deutschland

Baldur von Schirach

Wir rufen alle Zehnjährigen

In diesen Wochen gehen wieder Tausende von zehnjährigen Mädeln freudig den Weg zu unseren Meldestellen. Überall im Großdeutschen Reich folgen sie dem Ruf des Führers. Längst haben sie auf diesen Tag gewartet. Wissen sie bis jetzt auch kaum, welche Aufgaben der Jungmädelbund ihnen stellt, so besitzen sie doch eins: Den Willen, alles zu tun, was von ihnen gefordert wird, das eine wollen sie: folgen!

Wenn sie dann am Vortag des Geburtstags des Führers bei ihrer Aufnahme in den Jungmädelbund die Verpflichtungsformel nachsprechen, spüren auch sie schon, daß ihr Leben nun nicht mehr nur Spiel sein darf, sondern daß es jetzt etwas Größeres für sie gibt

Dieses Wissen um die freudige Bereitschaft unserer jüngsten Mädel bedeutet gleichzeitig für die ganze JM.-Führerinnenschaft eine neue Verpflichtung auf die Arbeit. Wenn wir auf all diese JM.-Anwärterinnen blicken, soll immer wieder jeder Jungmädelführerin klar vor Augen stehen: auf meine Arbeit kommt es an, von der Gestaltung meines Dienstes, von meinem Mühen um jedes der mir anvertrauten Mädel wird es abhängig sein, ob jene frohe Erwartung der Jungmädel erfüllt wird und wir unser Ziel erreichen: aus jenen zu allem bereiten Jungmädeln die Menschen zu erziehen, die später im BDM. und in ihrem ganzen Leben eine Haltung besitzen, mit der sie bewußt ihr Leben und ihre Arbeit einsetzen für die Aufgaben, die jedem Deutschen innerhalb des Lebens unseres Volkes gestellt sind.

Wir werden unsere Arbeit niemals darin sehen, einfach das Gesetz anzuwenden, nachdem die gesamte deutsche Jugend in der Hitler-Jugend zusammengefaßt werden soll. Jungmädelführerinnen und Jungmädel werden durch eine lebendige aktive Werbung allen Eltern und Mädeln, die wir gewinnen wollen, zeigen, wie froh und schön unser Dienst, aber auch welch ernste Verpflichtung er uns allen ist.

Unsere Erziehungsarbeit am Jungmädel beginnen wir mit dem ersten Elternabend, mit dem ordentlichen und frohen Betrieb in unseren Meldestellen. Wir schaffen hier die Vorbedingungen, die am wesentlichsten sind für die gesamte weitere Arbeit an den Zehnjährigen: Uns das Vertrauen der Eltern zu erringen. Sie sollen die Erkenntnis und die Überzeugung mit nach Hause nehmen, daß sie als Eltern und wir als Hitler-Jugend eine gemeinsame Verantwortung für ihre Kinder tragen.

Wieviel schöner ist es für ein Jungmädel, zu wissen, daß Vater und Mutter nicht gleichgültig seinem Dienst gegenüberstehen, sondern daß sie teilhaben an seiner Freude und daß sie bereit sind, uns zu unterstützen. So muß unser Appell an die deutschen Eltern auch in diesem Jahr den Erfolg haben, daß sie aus freiwilligem Entschluß ihre Mädel in die große Jugendbewegung des Führers einreihen.

Dies sei in jedem Jahr unser Geschenk an den Führer, daß ihm der Reichsjugendführer am 20. April melden kann: Die gesamte deutsche Jugend mit all den neuen Zehnjährigen ist angetreten, bereit, Ihrem Werk zu dienen.

Nur so weiß der Führer, daß die ganze deutsche Jugend ihm gegenüber eine grenzenlose Dankbarkeit und Verpflichtung in sich trägt und sie zum Ausdruck bringt, indem sich jeder einzelne mühen will und an sich arbeitet, um später einmal wahrer Träger der Idee sein zu können!

Das zehnjährige Jungmädel beginnt seinen Weg in der Hitler-Jugend mit dem Tag der Aufnahme und bekennt: „Ich verspreche, in der Hitler-Jugend allezeit meine Pflicht zu tun, in Liebe und Treue zum Führer und unsere Fahne, so wahr mir Gott helfe."

Es steht zum ersten Male inmitten von Tausenden anderen und spürt wohl schon etwas von der großen Gemeinschaft, in der es keine Unterschiede gibt. Und es weiß, daß diese neue Gemeinschaft Forderungen stellen wird.

So hört es bereits an diesem Tag von der ersten ihm gestellten Aufgabe, der Jungmädelprobe. In welchem Jungmädel wird dann nicht gleichzeitig der feste Entschluß wachsen, sich vom ersten Tage an so für seine Jungmädelschaft einzusetzen, daß es am 2. Oktober, dem Tag von Potsdam, vor all den Kameradinnen als rechtes Jungmädel bestätigt wird.

Nicht nur die einfachen sportlichen Übungen, die jedes gesunde Jungmädel schaffen kann, hat es dann bestanden, es war vor allem immer zur Stelle, es hat seinen Willen zum Dienst unter Beweis gestellt und hat sich bemüht, immer ein guter Kamerad zu sein. Es hat sich in der kleinsten Gemeinschaft dieser großen Bewegung, seiner JM.-Schaft von fünfzehn Mädeln, bewährt und erhält als äußeres Zeichen sein Dreieckstuch und Knoten. Diese JM.-Schaft ist von nun an Maßstab für sein Wesen, Denken und Handeln, wie es später die große deutsche Volksgemeinschaft sein wird.

So steht auch über allem weiteren Dienst in der Hitler-Jugend immer dies Gesetz der Gemeinschaft, aus dem langsam, aber um so fordernder und klarer der Wille zur Leistung wächst! Schon das Jungmädel setzt sich bis zu seiner Überweisung in den BDM. das Ziel, sein Jungmädel-Leistungsabzeichen zu erringen.

Dies besteht nicht aus vereinzelten Forderungen. Das Jungmädel hat seinen Heimnachmittag, den Sport und die Fahrt ernst genommen und will Zeugnis ablegen von seinem Können auf allen Gebieten seines Jungmädeldienstes.

So oft hat es in den frohen Sportstunden, besonders im Spiel, das einen breiten Raum in unserer Jungmädelarbeit einnimmt, seine Beweglichkeit und Gewandtheit und seinen Einsatz innerhalb seiner Einheit bewiesen. Draußen auf Fahrt und im Lager ist es nicht nur mit seinen Kameradinnen viel besser verbunden worden, hat nicht nur Gehorsam und Disziplin geübt, sondern hat vor allem seine Heimat, das Land und die Menschen, zu denen es gehört, kennen- und unendlich liebengelernt.

Der Heimnachmittag wurde ihm zum tiefen Erlebnis, als immer stärker die Größe des Führers und seines Werkes vor ihm erstand, und es begriff, daß grenzenlose Hingabe und unermüdlicher Kampf das große Deutschland geschaffen haben, in dem wir heute leben. Aus diesem Wissen wird ihm auch die Notwendigkeit seines eigenen Einsatzes zum Bewußtsein kommen.

So sollen auch wieder in diesem Jahr aus den vielen Tausenden von Zehnjährigen, die in unsere Reihen kommen, Jungmädel werden, die gesund, ehrlich und freudig und von Einsatzbereitschaft erfüllt in der Hitler-Jugend ihre Pflicht tun.

Herta Bochmann,
JM.-Referentin der Reichsjugendführung.

Rund um den Jungmädelsport

Zum ersten Male sind die „Neuen" heute zum Jungmädelsport angetreten. Eine lange quirlende Reihe ist das in der Halle, so kurvig, daß sich Kopf und Schwanz fast gegenseitig beißen. Daß man auch als zehnjähriges Jungmädel zum Sport in einer strahlend ordentlichen Reihe stehen muß, daß der Kopf nicht lebhaft nach rechts und links zur Nachbarin, sondern hübsch geradeaus gehört — all das wollen sie ja noch lernen. Sie haben noch so viel vor sich — unsere „Neuen".

Und was wird nun heute kommen? Das ist kein Geheimnis mehr. In großen Netzen hat die Jungmädelführerin viele bunte Gummibälle mitgebracht. Königinball, Rollball, Jägerball werden sie spielen, sagen einige, die schon Bescheid wissen. Und daneben die vielen Sprungseile? — Die sind doch für die Jungmädelprobe!

Natürlich, die Jungmädelprobe! Das ist die erste Aufgabe, die jetzt vor den Zehnjährigen steht, die erste Forderung der Gemeinschaft, zu der sie nun mitgehören dürfen. Geschafft wird sie — das ist selbstverständlich und mit Recht der Stolz eines jeden Jungmädels. Schwer ist sie nicht, so daß jede gesunde Zehnjährige — und gesund sind alle, die hier stehen — sie erfüllen kann.

Wer würde denn nicht zwei Rollen vor- und rückwärts schießen, wer nicht geradewegs durch ein schwingendes Seil laufen oder 60 Meter in 14 Sekunden schaffen? Wohl muß sich diese oder jene, die sich sonst auch kaum getraut, beim Spiel den anderen nach über den Graben zu springen, im Geheimen einen ernsthaften Ruck geben, muß schon Mut und Willen einsetzen — aber das ist gut so. Das gehört zu einem Jungmädel.

Da warten die Wiese und der Sportplatz mit ihren vielen tausend Möglichkeiten auf die Jungmädel. Jungmädelsport ist immer wieder neu, immer wieder anders — aber jedesmal gleich lebendig und fröhlich.

Die Jungmädelführerin weiß, daß das Spiel der Mittelpunkt des gesamten Jungmädelsports ist. Im Spiel entfaltet das Jungmädel die Eigenschaften, die Grundbedingung für jede spätere sportliche Betätigung sind: Einsatzfähigkeit, Geschicklichkeit und Mut.

Einmal im Jahr, auf den großen BDM.-Sportfesten können dann die Jungmädel ihren Eltern, der Oeffentlichkeit zeigen, wie vielseitig, wie gesund und froh der Jungmädelsport ist. Die kleinsten Jungmädel machen mit so viel Leichtigkeit und Lebendigkeit ein schwieriges Bodenturnen — Tank, Waage, Handstand —, daß Vater und Mutter nur immer über die Geschicklichkeit ihrer Mädel staunen können.

„Die Lies springt weit — aber ich kann noch weiter!" Ganz natürlich erwacht im älteren Jungmädel der Wille nach einer Steigerung seiner Leistung, einem vermehrten Üben. Diesem Wunsch trägt das Jungmädel-Leistungsabzeichen Rechnung, das der Reichsjugendführer für die zwölf- bis vierzehnjährigen Jungmädel schuf. Wie auf allen anderen Gebieten sind hier auch die sportlichen Anforderungen höher gesetzt. So muß jetzt das ältere Jungmädel zum Beispiel 60 Meter in 12 Sekunden laufen, muß schwimmen gelernt haben, 2,50 Meter weit springen und den Ball 20 Meter werfen können.

Da ist ein Jungmädel in der Jungmädelschaft, das beim Schwimmen alle andern weit überholt. Es ist viel schneller, viel geschickter — es hat eben eine besondere Begabung. Für dieses Jungmädel wie für viele andere, die in anderen Sportarten befähigt sind, hat der Jungmädelbund freiwillige Sportdienstgruppen für Schwimmen, Leichtathletik, Spiele und natürliches Turnen, Eis- und Rollschuhlauf eingerichtet. Unter Führung einer sachkundigen Übungsleiterin kann hier das begabte Jungmädel seine Anlagen fördern und weiter entwickeln. Die, die die höchste Leistung und den besten charakterlichen Einsatz aufzuweisen haben, werden dann mit Stolz den Jungmädelbund bei den alljährlichen deutschen Jugendmeisterschaften in Frankfurt oder den Winterkampfspielen der Hitler-Jugend in Garmisch vertreten dürfen.

Vier Jahre hindurch treibt das Jungmädel inmitten seiner Kameradinnen aus der Jungmädelschaft, aus seiner Gruppe lebendigen Jungmädelsport. Von den einfachsten Proben wächst es in einer von der Führung und den Ärztinnen des BDM. wohl überlegten Planung in immer größere Aufgaben hinein. Von Jahr zu Jahr wird es mit größerer Freude die Steigerung seiner Leistungen erkennen können und spüren, daß sein Körper immer kräftiger, immer gesunder wird.

Denn das ist das Entscheidende: in vier Jahren Jungmädelsport soll das Jungmädel erkennen, ein wie hoher Wert ihm mit seinem gesunden Körper in seine eigene Hand gelegt wurde. Diese Gesundheit nicht nur für sich, sondern für die Gemeinschaft, für seine Aufgabe im Leben zu erhalten, soll es als seine erste Pflicht ansehen.

M.

Klompen-Rennen und Kasperle-Raub

Das ist nun schon fast ein Jahr her. Damals hatten wir gerade alle Hände voll zu tun, um die Werbung der „Neuen" vorzubereiten. Da sollte in unserem Dorf auch ein großer Abend veranstaltet werden, an dem wir den Eltern und den Neuen zeigen wollten, was wir Jungmädel und die Pimpfe — die machten dabei auch mit — im Dienst alles tun und treiben.

Es waren noch zwei oder drei Wochen bis zu dem Abend. Unsere Lieder klappten schon sehr gut. Von uns Jungmädeln sollte außerdem eine Scharade und ein Kasperlespiel gezeigt werden. Das Kasperletheater hatten wir im Winter selbst gebastelt, auch die Kasperlepuppen waren selbst hergestellt.

Aber nun entbrannte ein großer Wettbewerb, welche JM.-Schaft das Spiel aufführen dürfte. Ihr müßt nämlich wissen, daß wir hier bei uns zwei JM.-Schaften haben, die „Großen" und die „Kleinen".

Es wurde ein großer Rat abgehalten, aber man ging wieder auseinander, ohne daß eine Einigung erzielt worden wäre. Alle diese „Unparteiischen" mußten ja auch zugeben, daß wirklich jedes der beiden Kasperlespiele großartig war.

Damit war aber nun keineswegs die Sache weitergekommen. Die „Großen" und die „Kleinen" sahen sich vielmehr schief von der Seite an.

Noch einmal trat der Rat zusammen, und diesmal wurde wirklich ein Beschluß gefaßt, der vorerst alle befriedigte: Am nächsten Sonnabend sollte ein Wettrennen zwischen den beiden Jungmädelschaften ausgetragen werden, und der Sieger sollte an unserem Abend das Kasperlespiel aufführen dürfen. Aber etwas Besonderes war noch dabei: Die Wettläufer mußten in Klompen rennen.

Wißt ihr eigentlich, was Klompen sind? Nun, ich glaube, ihr in der Stadt bestimmt nicht. Aber bei uns im Dorf kennt sie jedes Kind. „Klompen" heißen nämlich die Holzschuhe, die bei uns die Bauern, die Knechte und Mägde zur Arbeit tragen. Jeder im Dorf besitzt sie, auch wir Jungmädel . . .

Der Sonnabendnachmittag kam herbei. Auf dem Weg zum Heim sah man nur Jungmädel in Klompen. Es klapperte so, daß die Leute aus den Fenstern sahen.

Die „Rennstrecke" lag schon fest: Jede mußte vom Heim bis zur Windmühle, dort um einen Stein herum — und dann den Weg zurück zum Heim laufen. Das waren ungefähr hundert Meter. An der Windmühle wurde für jede Partei ein großer Stein zurechtgerückt, und zwei Schiedsrichter wurden aufgestellt.

Indes zappelten die „Kleinen" schon vor Aufregung. Die „Großen" taten überlegen. Wer aber unparteiisch zusah, der mußte eigentlich den „Kleinen" den Sieg zuschreiben, denn die hatten ja die Mine, die so schnell laufen konnte. Schon beim letzten Sportfest war sie die Schnellste gewesen, aber diesmal hatte sie noch einen Vorzug: Sie lief die Woche über fast nur in ihren Klompen. Richtige Schuhe zog sie ganz selten einmal an.

Ein Pfiff, da sausten auch schon die beiden ersten los, auf die Windmühle zu. Wie die Klompen auf der steinigen Straße klapperten! Es war zu lustig. Die anderen klapperten in ihrer Aufregung nicht weniger mit, denn weder die Beine noch der Mund konnten bei solch einem aufregenden Kampf stille stehen. Angefeuert ging eine nach der anderen auf die Strecke.

Für die „Großen" sah es anfangs nach einem Sieg aus — wenn sie ihren knappen Vorsprung halten konnten . . . Bis dann bei den „Kleinen" Mine an der Reihe war! Wirklich, sie konnte, weil sie nicht nur schnell, sondern auch geschickt und beinahe unbehindert lief, den Sieg für ihre JM.-Schaft holen. War das ein Jubel bei den „Kleinen"! Nun durften sie auch ihr Kasperlespiel aufführen und konnten zeigen, daß sie nicht nur schnell zu laufen, sondern auch gut zu spielen verstanden.

Hier endet nun die Geschichte vom Klompenwettrennen. Aber weil das Wettrennen um das Kasperlespiel ging, muß auch die Geschichte von unserem Kasperle, die sich etwas später zutrug, erzählt werden; und diese Geschichte war nicht weniger aufregend.

Der Tag, an dem „unser Abend" sein sollte, war herbeigekommen. Der Dorfsaal war überfüllt, als wir begannen. Alles klappte ordnungsgemäß, bis beinahe das von den „Kleinen" so schwer erkämpfte Kasperlespiel ins Wasser gefallen wäre — beinahe, und das wäre sehr schade gewesen. Ja, damit wäre überhaupt die Ehre der ganzen Jungmädelschaft hin gewesen.

Wie das kam? — Die Jungmädel hatten ein Lied gesungen, und als sie zurückgingen, an dem schon bereit stehenden Kasperletheater vorbei, da sahen alle auf den ersten Blick, daß da einige Puppen fehlten. Sie hatten alle miteinander oben auf der Spielkante gelegen, und nun waren drei weg, — und ausgerechnet der Kasper unter ihnen. Der Teufel und der Gendarm fanden sich auf dem Boden wieder. Auch der Kasper mochte dorthin gefallen sein. Aber nun war er fort. Geraubt?

Stellt euch einmal vor, was das für uns hieß: Es war ein Kasperle, wie es bestimmt keinen zweiten mehr gibt. Wir hatten ihm ein Paar Augen gemalt, wie sie blauer nicht sein konnten. Dazu hatte er einen pfiffigen Mund und eine lange, krummspitzige Nase. Es war wirklich ein wunderbarer Kasper! Die rotblaue Schelmenkappe baumelte fast bis zum Boden. Er trug eine große weiße Halskrause und rote Knöpfe auf dem gelbgrünen Rock.

Ohne den Kasper konnte das ganze Spiel nicht stattfinden. Aber wie würden die „Großen" lachen! Und außerdem wußte inzwischen das ganze Dorf von diesem Spiel und freute sich darauf als auf den Höhepunkt des Abends.

Fieberhaft suchten die „Kleinen", sie spähten, guckten überall hin, rutschten auf dem Bauch, um unter Tische und Schränke sehen zu können. Kein Kasperle war zu entdecken.

Noch machten zwar die Pimpfe ihre Späße, aber bald mußte der Kasper erscheinen, mochte es biegen oder brechen. Und just im richtigen, im allerletzten Augenblick war er dann auch da, und wieder war es Mine, die das Spiel gerettet hatte. Draußen vor der Saaltür fand sie ihn mitsamt seinem Räuber. Fiffi, Försters Dackel, hatte ihn sich geholt. Mochte der Teufel wissen, wie er hineingekommen war zu unserer Kasperlebühne. Aber naseweis und frech, wie Dackel nun einmal sind, spielte er jetzt draußen mit dem schönsten Kasperle der Welt.

Dabei war unser Kasperle natürlich nicht heil geblieben. Von den roten Knöpfen fehlten einige, und die Schellenkappe war abgerissen. Aber den Schaden konnten die Jungmädel schnell heilen . . . Als die kleine, helle Glocke das Spiel einläutete, zog Mine mit dem wiederhergestellten Kasperle in der Hand stolz durch den Saal zur Bühne und alle Jungmädel aus ihrer Schaft hinterdrein. Wie in jedem Kasperlispiel fragte der Kasper zu Beginn: „Seid ihr auch alle da!" Und wie in jedem Kasperlispiel riefen alle laut: „Ja!"

Ich weiß nicht, ob die Besucher erstaunt oder bloß belustigt waren, als das Kasperle danach aus Herzensgrund feststellte: „Ich auch!" Sie wußten ja nichts von der Aufregung und Försters Dackel.

Hanni Feuerstein.

Der Rasemuck

Ganz hinten im Bruch wohnte der kleine Rasemuck.*) Kennt Ihr nicht den Rasemuck? Das ist ein kleines Kerlchen, kaum spannenlang. Schwarzes Haar hat er und ist klein und frech wie alle Rasemucken. Ein rotgelbes Kleidchen trägt er, und abends tanzt er mit seinen Gefährten über das Moor.

Husch geht es dann — — — husch, und so hüpfen sie bald hierhin, bald dorthin und treiben ihr lustiges Spiel. Die Menschen aber sagen, die Irrlichter sind im Moor, und halten sich weit ab davon. Mit dem kleinen Rasemuck hat es aber noch eine besondere Bewandtnis. Er ist nämlich der letzte aus seiner Rasemuckenfamilie. Obgleich die Rasemuckenmutter drei Kinder hatte, so ist er als einziges übergeblieben. Denn hört nur, wie es den anderen Rasemucken erging:

Der älteste Rasemuck hatte die Neugierde mit Löffeln gegessen. Ich bitte Euch, was hat ein Rasemuck, der hübsch bescheiden in seinem Moor leben soll, auf der Heide zu suchen? Wenn der Rasemuck nun wenigstens vorsichtig gegangen wäre. . . Er dachte nicht daran! So hat er sich doch ein Heupferdchen genommen und ist als übermütiger Reiter in die Welt gesprungen! Hat nicht lange gedauert, die Herrlichkeit: Da lag er mit gebrochenem Genick in der Heide neben seinem gestürzten Heupferdchen!

Das zweite Rasemuckenkind war ein Mädchen. Aber auch mit ihm hatten die Eltern Kummer. War das ein eitles Ding! Ihm genügte nicht das rote Kleid, das alle Rasemucken tragen. Nein, es sollte durchaus ein grünes sein! Ich bitte Euch, ein Rasemuck und ein grünes Kleid!

Aber das Mädchen ließ nicht nach, erbettelte sich von den Schilfpflanzen und anderen Gewächsen grüne Farbe und färbte sein Kleidchen um. Das gab eine Aufregung im Moor, als das Mädchen mit dem grünen Kleid ankam!

Na, und was war das Ende? Der alte, halbblinde dumme Storch dachte, das Rasemuckenmädchen wäre ein Frosch und hat es geschluckt. Er spuckte es zwar gleich wieder aus, als er den Irrtum bemerkte. Aber das Abenteuer bekam dem Mädchen nicht. Es lag zerquetscht am Boden. So blieb den armen Eltern nur das jüngste Kind.

Zuerst sah es ja auch aus, als wollte das jüngste Rasemuckenkind nicht aus der Art schlagen. Aber der Schein trügt. Bald sollten die Eltern merken, daß der jüngste Rasemuck sich in ein großes Abenteuer stürzte.

Eines Tages sah der kleine Rasemuck nämlich auf der Wiese, die ans Moor grenzt, ein wunderschönes Mädchen. Das hatte goldene Haare. Sie gleißten und leuchteten in der Sonne, und als das Mädchen sich zu kämmen begann und die goldene Pracht über ihre Schultern fiel, wußte der Rasemuck nicht, wie er sich wundern sollte. Dann ging das Mädchen weg.

Schnell war der kleine Rasemuck aus seinem Versteck und fand wirklich noch ein goldenes Haar. Das nahm er als kostbaren Schatz mit nach Hause; und von dem Tag an schwor er: „Ich will eine Frau haben, die solch goldenes Haar hat wie dieses Mädchen."

Das gab wieder ein Aufregung bei Rasemucks. Denn ihr müßt wissen, daß alle Rasemuckenmädchen pechschwarze Haare haben. Ein Rasemuckenmädchen mit goldenen Haaren ist ein Unding. Also mußte sich der Rasemuck seine Frau anderswo herholen.

Er überlegte nun hin und her, was er beginnen sollte. Schließlich fiel ihm ein, daß die Moorhexe für alles Rat wußte. So ging er zu ihr hin. Sie wohnte in einem alten, zerfallenen Haus im Moor.

„Ja," sagte die Moorhexe, „so leicht ist die Sache nicht. Wenn Du kein Rasemuckenmädchen willst — und da gibt es keine mit goldenen Haaren — so mußt Du schon ein Menschenmädchen zur Frau nehmen!"

„Ich bin doch nur spannenlang", jammerte Rasemuck, „und die Mädchen dort sind größer als das Schilf" —. „So hilft nur eins," sagte die Moorhexe, und griff sich vor Freude an das Kinn, weil sie einen Ausweg gefunden hatte, „Du mußt einem Mädchen, das goldene Haare hat, eine Wimper ausreißen. Dann wird sie so klein wie Du, und Du kannst sie freien!"

„Aber wie komme ich auf so einen Hof, wo die Mädchen wohnen? Sommer und Winter vergehen, wenn ich auf meinen kleinen Füßen dahinlaufen will!"

„Du mußt das schlauer anfangen, kleiner Puck", kicherte die alte Hexe. „Paß auf! Morgen werden vom nächsten Bauernhof die Leute zum Torfstechen kommen. Dann läßt Du Dich mit einem Torfstück ruhig einfangen und zum Hofe fahren. Im Torfstall bis Du sicher aufgehoben. Dann kannst Du nachts heimlich ins Haus schleichen und dem schönsten Mädchen eine Wimper rauben."

Gesagt, getan! Als am nächsten Tag die Leute zum Torfstechen kamen und alle Rasemucken entsetzt ins tiefste Moor flohen, huschte der Rasemuck in ein Torfstück hinein und verharrte herzklopfend darin.

Oh, wie schüttelte der Wagen! Wie aufregend war es doch, das heimatliche Moor zu verlassen und in die Fremde zu ziehen! Aber das goldene Haar lockte, das goldene Haar des Mädchens, das seine Frau werden sollte . . .

Nun waren sie auf dem Hofe angelangt. Der Torf wurde abgeladen, und der kleine Rasemuck fühlte heimatliches Dunkel um sich. Aber — was waren denn das für Leute? Wer machte solch entsetzlichen Lärm?

„Still, Tyras!" sagte der Bauer zu seinem Hund. „Was bellst du denn? Sei still, Tyras!" Aber der Hund rannte vor der Stalltür auf und ab und jaulte. „Herr, merkst Du denn nicht, daß etwas Unheimliches im Stall ist?" Aber — wie konnte ihn der Bauer verstehen!

Nun jammerte auch die Katze. „Es ist doch etwas Furchtbares im Torfstall! Ganz glühende Augen hat's . . ."

Am Abend, als alles dunkel wurde, huschte der kleine Rasemuck aus seinem Torfstück hervor und kroch langsam zur Stalltür. Nun wollte er das Mädchen suchen und ihm eine Wimper ausreißen.

Aber kaum hatte er die Nase zur Stalltür hinausgestreckt, da fuhr er zurück. Draußen stand Tyras, der große Hund und starrte ihn drohend an . . . Und als er es ein zweites Mal versuchte, ins Freie zu gelangen, sprang ihm die Katze entgegen und griff nach ihm . . .

So ging es nun Abend für Abend. Sobald Rasemuck versuchte, aus dem Stall herauszuhuschen, sofort waren die Katze oder der Hund zur Stelle und trieben ihn zurück.

Der kleine Rasemuck war zornig. Seine Zeit verrann. Länger als einen Monat durfte er nicht dem Moore fernbleiben, denn sonst mußte er sterben. Spätestens in der Vollmondnacht mußte er zu Hause sein.

Aber Tyras und Mieze sannen nach, wie sie das Furchtbare vom Hofe verbannen konnten. Der Igel mußte ihnen helfen. Der war sicher gegen den furchtbaren Moorgeruch unempfindlich. Aber der Igel roch nur in die Stalltür hinein,

*) Ostpreußische Bezeichnung für Irrlicht.

dann trippelte er kopfschüttelnd zurück: „Nein", sagte er, „da kann ich Euch nicht helfen."

Nun fragten sie alle Tiere um Rat, aber keines getraute sich in den Stall zu dem unheimlichen Gesellen hinein. Schließlich trafen sie die Krähe. „Krähe", sagte Tyras, „ich schenke dir auch einen Knochen, wenn du das Furchtbare vom Hof vertreibst."

„Klar", sagte die Krähe, „mach ich!" Aber als sie den Kopf in die Stalltür gesteckt hatte, fuhr sie zurück. „Nein, dafür ist ein Knochen zu wenig." — „Krähe", sagte Tyras, „ich weiß, wo ein Schatz vergraben ist! Ich grabe dir alles Gold und Silber hervor, wenn du in den Stall gehst." — „Gold und Silber," schnarrte die habgierige Krähe, „dann geh' ich . . ." Und mit argem Gekrächze flog sie in den Stall . . .

Aber kaum war sie drinnen, da hörten Katze und Hund ein Gekreische und Gekrächze. Kopfüber kam die Krähe aus dem Stall, und am Schwanz hing ihr ein sonderbarer feuerroter Wicht, der hatte glühende Augen und schrie: „Zum Moor, zum Moor!"

Ach, wie flohen da alle Tiere vor dem unheimlichen, kleinen Kerl. Die Krähe aber flog so schnell wie noch nie bis zum Moor, und dort fiel der Rasemuck hinab. Tief, tief ins Moor sank er ein und atmete auf, als er wieder in seinem Reich war. Es war aber höchste Zeit, denn in dieser Nacht war seine Zeit um.

Der kleine Rasemuck mußte nun das Mädchen mit den goldenen Haaren vergessen. Er heiratete ein Rasemuckenmädchen und schwor, nie mehr wieder das Moor zu verlassen.

Am schlimmsten aber hat es doch die Krähe getroffen. Die hat vor lauter Angst weiße Streifen im dunklen Federkleid bekommen und kann sich heute noch nicht von der Angst erholen . . . Und wenn Ihr eine Elster seht, dann wißt, das ist die Krähe, der es so arg ergangen ist . . . Seid Ihr ganz still, so könnt Ihr auch hören, wie sie oft zetert: „Wie Feuer war's, wie Feuer war's! Nie wieder! Nie!"

Ruth Geede.

Dorle erzählt...

Das war ein feiner Tag im Lager gewesen. Stunde um Stunde waren wir draußen gewesen, und nun glühten unsere Gesichter vom Wind. Aber nun sank die Sonne, und wir hockten im Kreise zu einem kurzen Schummerstündchen. „Ein Märchen!" bettelten wir. „Schön, dann soll Dorle erzählen . . ." Dorle weiß nämlich immer etwas, auch jetzt begann sie, ohne zu zögern:

„Es war einmal ein fleißiger, junger Schmiedegesell, der hatte ausgelernt und machte sich auf die Wanderschaft in das weite Land hinein. Er freute sich über das hohe Korn, das in Blüte stand, und über den Lerchengesang. Alles war für ihn schön und schien ihm neu, so daß sein Herz klopfte vor lauter Freude.

Hockte da ein altes Mütterlein am Wege, das hatte einen schweren Korb neben sich stehen. „Mütterlein, soll ich Euch helfen tragen?" — „Ach ja, junger Herr, für Euch ist's wohl eine leichte Last."

„Das will ich meinen, bin sonst gewohnt, den schweren Hammer zu schwingen. Gebt nur her!" Und so trug er dem Mütterchen den Korb bis zum kleinen Häuschen, das ganz allein am Waldesrand stand.

„Wartet einen kleinen Augenblick", — schnell humpelte die Alte ins Haus. Sie kramte drinnen in einer Truhe, und dann kam sie heraus und gab dem jungen Burschen ein altes, schon etwas vergilbtes weißes Tuch.

„Nehmt dies für Eure Freundlichkeit, und hütet's wohl. Es stammt noch von meiner Urahne", sprach sie, „und wenn Ihr einmal in Not kommen solltet, so schneidet nur einen kleinen Zipfel von dem Tuche ab, und es wird Euch Hilfe werden."

Der Bursche glaubte zwar nicht, daß er dergleichen Hilfe einmal würde brauchen müssen, aber er bedankte sich, steckte das Tuch in die Tasche und ging froh weiter. Gegen Abend stand er vor einem riesigen Gartentor, und es lockte ihn ganz unbändig, einzutreten. Seltsame Blumen wuchsen dort, wie er sie nie gesehen hatte, und einen Duft strömten sie aus, der ihm fast die Sinne nahm.

Durch verschlungene Pfade ging er wie ein Träumender und stand endlich vor einer großen Wiese. Dort lag lang ausgestreckt ein schwarzer Riese, der sprang auf, als er die Wiese betrat, und brüllte ihn an: „Menschlein, Menschlein, ich habe seit einer Woche nichts Ordentliches mehr gegessen. Gibst Du mir nicht gleich etwas, so fresse ich Dich selbst auf mit Stumpf und Stiel und Haut und Haar!"

Der Schmiedegesell kannte ja keine Furcht, aber nun war's ihm doch ein wenig unheimlich zumute, und er überlegte, wie er sein Leben retten könne. Er griff wie zufällig in die Tasche und fühlte das Tuch des Mütterchens zwischen den Fingern. „Ich kann versuchen, ob sie wahr sagte," meinte er und schnitt schnell ein kleines Stückchen des Tuches ab. Das fiel zu Boden und — siehe da! — ein gedeckter Tisch erschien.

Da lachte der unheimliche Riese und machte sich heißhungrig ans Essen. Er aß und aß, und das Tischlein wurde nicht leer . . . Und er aß drei Stunden lang, dann war er endlich satt . . . . „Wenn Du mir nun noch eine Arbeit verrichten willst," sprach der Riese ganz freundlich, „so soll es Dein Schade gewiß nicht sein. Folge mir!"

Sie gingen beide in ein niedriges Haus. Darinnen war eine Schmiedewerkstatt. „Schau diese goldene Glocke," sagte der Riese, „sie hat eine große Macht, wenn sie klingt, aber sie ist geborsten. Gelingt es Dir nun, sie einzuschmelzen und sie neu zu gießen, so ist es Dein Glück!"

Der Schmied begab sich sofort an die Arbeit. Er arbeitete die ganze Nacht, und als die Morgensonne in seine Fenster schien, kam der Riese und betrachtete sich das Werk. „Weil Du furchtlos, fleißig und gefällig warst, so gehört die Glocke Dir. Wisse, wenn Du sie in der Stunde der Gefahr dreimal kurz klingen läßt, so muß alles Böse weichen."

Damit war der Riese verschwunden, und der Gesell ging sinnend ob all des Wunderbaren, das er erlebt hatte, aus dem Garten. Doch als er wieder in den Wald trat, kam ihm mit drohendem Brummen eine Bärin entgegen. Die richtete sich auf, als wollte sie mit ihm ringen. Der Gesell, der wohl sah, daß er in solchem ungleichen Kampf unterliegen müßte, nahm die Glocke und ließ sie dreimal klingen.

Da sank die Bärin zusammen und war verschwunden, aber an ihrer Stelle stand ein Mädchen da, das reichte dem Burschen die Hand und sprach: „Ich danke Euch. Ihr habt mich erlöst. Kommt mit in meines Vaters Haus."

Und sie führte ihn zurück in den Garten des Riesen . . . Aber der Riese war nicht zu finden. Wo die alte Schmiedewerkstatt gestanden, war nun ein schönes Haus. Aus dem trat ein freundlicher Mann und begrüßte die beiden.

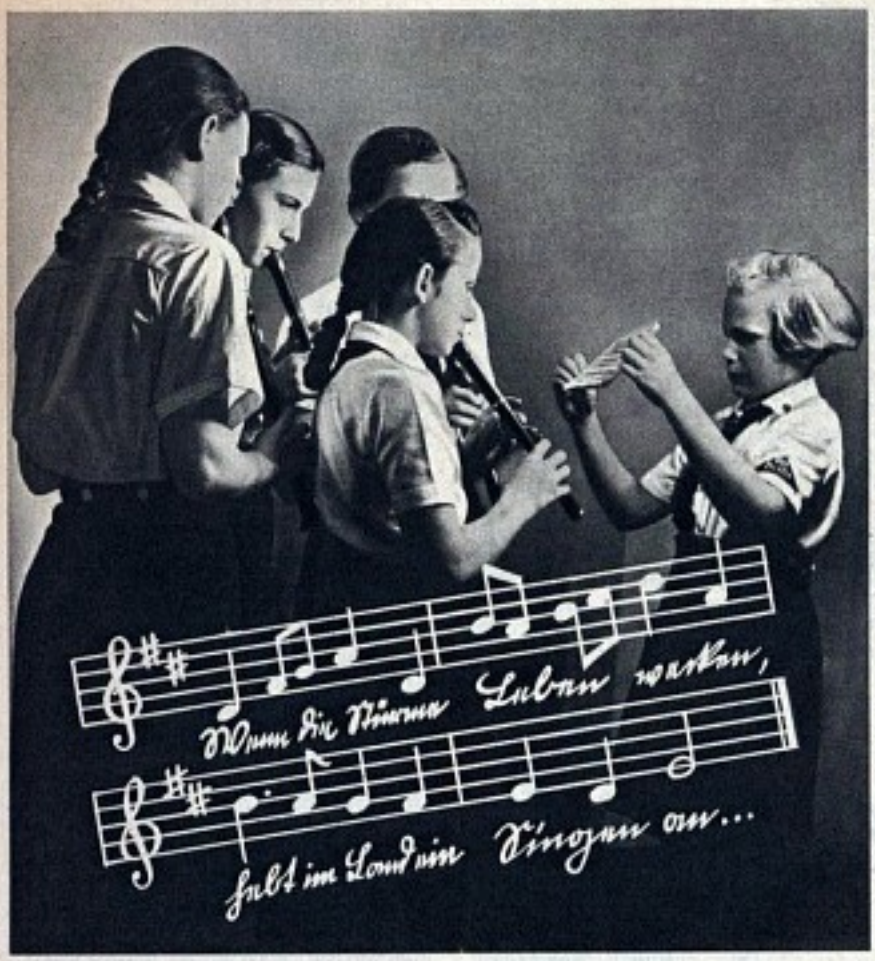
„Sieh, das ist mein Vater," sagte das Mädchen. „Wir lebten beide unter einem bösen Zauber, aber Du hast uns erlöst. Du magst nun unser Gast sein, solange es Dir gefällt." — —

Dorle schwieg. „Und?" — „Und? — „Geht's nicht weiter?"

„Doch, natürlich hat es bald eine Hochzeit gegeben, und aus dem Schmiedegesellen wurde mit der Zeit ein tüchtiger, weltberühmter Meister. Und wenn sie nicht gestorben sind . . ."

„Dann leben sie noch heute!" hieß es von allen Seiten. — Dorle streckte sich und griff nach der „Knautsche". „Und jetzt singen wir noch etwas Lustiges, ja?"

Eine niedersächsische
JM.-Führerin.

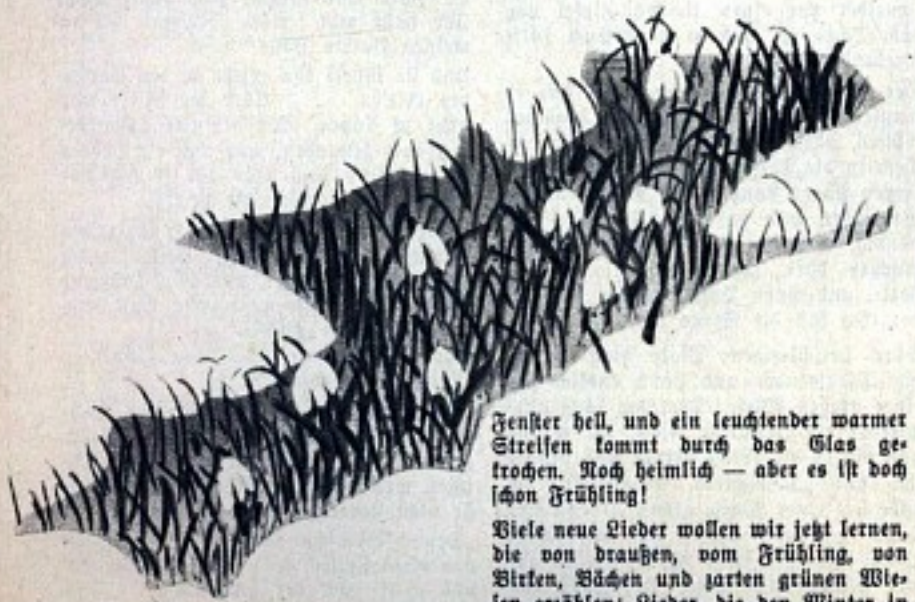


Ein bißchen haben wir oben im Jungmädelheim das Fenster aufgemacht . . .

Ganz warme, weiche Frühlingsluft kommt da herein, die mitten in der Stadt nach Wasser und frischer, brauner Erde riecht . . . Und als wir einmal hochsehen, segelt an einem hellblauen Himmel gerade die erste weiße Wolke vorbei.

Da packt Lies das Märchenbuch zur Seite, holt unter dem Tisch ihre Flöte hervor und spielt — ganz leise erst einmal, weil es ja doch beinah noch Winter ist und man an den Frühling fast noch nicht glauben kann — ein Frühlingslied. „Nicht lange mehr ist Winter, schon glänzt der Sonne Schein . . ."

Glänzt sie wirklich? Etwas zweifelnd gucken wir nach oben. Da wird das Fenster hell, und ein leuchtender warmer Streifen kommt durch das Glas gekrochen. Noch heimlich — aber es ist doch schon Frühling!



Viele neue Lieder wollen wir jetzt lernen, die von draußen, vom Frühling, von Birken, Bächen und zarten grünen Wiesen erzählen; Lieder, die den Winter in und um uns herum vertreiben und neue Kraft und viel Freude in uns wecken.

Ganz fröhlich sieht auf einmal die Welt aus. Vorhin war da drüben noch eine graue Häuserwand, an der der schmutzige, getaute Schnee der letzten Tage zu kleben schien — nun liegt auch sie, trotz der Schattenseite, mitten in der Sonne. Macht das nur Lies' Flöte und das erste Frühlingslied . . .?

Mit der S-Bahn sind wir nach draußen gefahren, Flöten und Liederbücher haben wir unter dem Arm, und voller Stolz trägt Bärbel in einem alten Koffer ihre schöne große Ziehharmonika. Fast den ganzen Winter hat sie in einer dunklen Ecke irgendwo im Schrank gelegen — etwas bekümmert sicherlich, weil wir sie im Heim nicht so gern hören mochten und immer fanden, daß sie viel besser nach draußen, auf die Lagerwiese passe.

Unser erster Heimnachmittag im Frühling ist heute, und der soll auch „im Frühling" sein. Wenn es auch einer ist, den die meisten noch gar nicht gemerkt haben, weil er ja lange noch nicht im Kalender steht. Darüber freuen wir uns doppelt, denn wir haben auf dem Weg schon die ersten silbernen Kätzchen gesehen, die grünen Weidenspitzen am See und dicke, klebrig glänzende Kastanienknospen. Wir

haben schon gemerkt, daß der Wind sehr frühlingskeck tausend kleine Wellen auf den Seespiegel blies . . .

Alles um uns herum steckt voller Leben. Da l e b e n auch unsere Lieder. Rund um eine hohe Birke, die in den Frühlingshimmel noch ein paar braune kahle Arme hält, sitzen wir auf runden Bänken und singen . . . „Wenn die Stürme Leben wecken, hebt im Land ein Singen an . . .!"

Ganz hell und laut klingt es über den See. Soviel Freude liegt darin! Wenn wir uns ansehen, strahlen wir vor Freude.

Ein paar Töne spielt die Lies nur auf ihrer Flöte — da wissen wir schon, was es werden wird. Das Lied von der hellen Flöte, das mit uns durch den ganzen letzten Sommer gegangen ist — von der ersten Frühlingsfahrt bis in die großen Ferienlager weit dort oben an der See...

Der Wald, die Wiese, die weiten grünen Felder — all die vielen schönen Erlebnisse der Sommerwochen macht es wieder in uns wach; es wird immer wieder leben, wenn es draußen Frühling wird.

Frühling — so wie jetzt! Wir freuen uns an unserem Lied, an dem feinen, klaren Klang der Flöten, an ihrem warmen Alt, der vergnüglichen Melodie der Ziehharmonika. Wir singen es laut mit fröhlichem Herzen — „der Frühling ist über dem Land".

Margot Jordan.

Wie das Schneeglöckchen zu seinem Namen kam

Es war ein recht stürmischer Tag. Die Blumen und Käfer verkrochen sich ängstlich unter den schon dürren Grasbüscheln, denn der eisige Wind tat ihnen weh. Die alte Distel, deren Gewand arg zerzaust war, klagte der kleinen Glockenblume, die im ganzen Walde das „Glöckchen" hieß, ihr Leid und jammerte über die Kälte.

Nicht weit von den beiden wohnte das alte Moosweib, das sich gerade ein warmes Häuschen für den Winter gebaut hatte. Als es hörte, daß sich alle im Walde vor dem strengen, kalten Winter fürchteten, da hatte es Mitleid mit ihnen. Es schleppte Nacht für Nacht Moos zu all den Blumen im Walde und deckte sie damit zu.

Das ging so viele Jahre. Aber eines Tages im Winter kam das Moosweibchen nicht mehr zu ihren Blumen und Pflanzen, um sie zuzudecken, denn es war nun alt und gebrechlich geworden. — Wieder pfiff der Wind durch den Wald, aber dieses Mal konnte niemand helfen. Ping — da setzte sich ein kleines weißes Ding gerade auf den Stengel des Glöckchens und schaute sich verwundert in seiner neuen Umgebung um. Scheu betrachtete das Glöckchen den Gast. „Ja", meinte der kleine Stern, „ich habe schon eine weite Reise hinter mir. Vor ein paar Tagen segelte ich noch in den großen Wolkenschiffen. Dort nannte man mich Schneeflocke."

Ping — das kleine Schneesternchen rutschte weiter auf dem Stengel entlang, bis es auf dem großen, grünen Blatt schaukelte. Hui — ui — der Wind strich durch die Tannen, aber das Sternchen klammerte sich ängstlich an den Stengel, denn es hatte keine Lust, noch einmal den wilden Tanz des Windes mitzumachen.

„Siehst du, so kalt und rauh ist der Winter, da ist's nicht gemütlich bei uns", klagte das Glöckchen. Da lachte die Schneeflocke: „Kalt, wart — da will ich dir helfen", und es breitete seinen weiten, weißen Mantel über das Glöckchen aus. Aber als es all die anderen Blumen und Gräser noch vor Kälte zittern sah, hatte es Mitleid und sagte: „Ich will euch allen helfen, ich werde meine Schwestern rufen."

Da kam ein Windstoß, und die Schneeflocke flog zum großen Wolkenschiff zurück. Es war eine sternklare Nacht, und im großen Walde war es ganz still. Da kamen sacht, ganz sacht viele kleine weiße Schneeflocken und Sternchen durch die Luft getanzt, fielen sanft zur Erde und breiteten ihre weichen, weiten Mäntel über die Blumen und Gräser aus.

Als aber im Frühling die ersten Sonnenstrahlen kamen, da waren die Schneeflocken auf einmal verschwunden, und von den Blumen und Gräsern fielen kleine Tropfen herab. Das Glöckchen aber hieß von nun an das Schneeglöckchen, weil die erste Schneeflocke auf seinen Stengel gefallen war.

Anneliese Römhild.

Große Kraft in kleinen Dingen

Weißt du noch, wie es im Sommerlager an der See war, als dich die andern einbuddelten, bis nur noch die Nasenspitze herausſah? Da war der Sand, der ſonſt ſo fein und leicht durch die Finger rieſelte oder der vor dem Wind in ſtäubenden Wolken über die Dünen geblaſen wurde, mit einem Male unendlich ſchwer . . . und faſt hätte er dich erdrückt, wenn du nicht mit letzter Kraft den Hügel wieder geſprengt hätteſt!

Und jetzt, wenn die Frühlingsſonne ringsum neues Leben weckt, da ſiehſt du mit einem Male, wie zarte Pflanzenkinder dicke Erdſchollen beiſeiteſchieben oder durchbrechen, wie ſich durch den körnigen letzten Schnee frech grüne Spitzen bohren und förmlich kleine runde Trichter um ſich herum ſchmelzen, wie eine Kraft in den jungen Trieben ſteckt, die, wenn ſie auf unſere Größenverhältniſſe übertragen würde, wirklich „Berge verſetzen" könnte!

Haſt du ſchon einmal mit Bedacht zugeſchaut? — Da liegen ſie nun in der ſchützenden Erde, all die Samenkörner vom letzten Herbſt, die ein Plätzchen gefunden haben, das ihnen zuſagt. Viele ſind verlorengegangen, haben den Tieren als Futter gedient oder ſind verweht, verkommen . . . Aber bei den andern regt ſich das neue Leben, und mancher Keimling hat ein hartes Stück Arbeit vor ſich, bis er überhaupt erſt einmal aus ſeiner Hülle heraus iſt!

Denke doch an die Samen und Kerne, die du kennſt: Kaſtanien oder Eicheln oder Apfelkerne oder die großen und kleinen Samen von der Wieſe. Die liebe Sonne und der ungeheure Lebenswille geben zur rechten Zeit dem Keimlein die rechte Kraft und eine Portion Schlauheit dazu; denn es findet mit unfehlbarer Sicherheit den ſchwächſten Punkt in ſeiner harten Mantelſchale, und in dem dunklen Erdreich verläuft es ſich auch nicht, ſondern ſteckt wacker die Naſe nach oben, bis ſie die Sonne und das Licht gefunden hat.

Sie machen es ja verſchieden, die Pflanzenkinder. Die einen, wie der Krokus z. B. oder die Gräſer oder auch die Schneeglöckchen, ſtecken einen ſpitzen Speer durch die Erdkrume und falten ſich erſt oben im Licht auseinander, die Anemone aber z. B. macht einen krummen Stengelfinger und bohrt ſich ſo durch altes Laub und Moos und Waldboden.

Später bei den Pilzen könnt ihr dieſe große Kraft in den kleinen Kerlen beſonders gut beobachten, wenn ſie manchmal einen ſtattlichen Moosbrocken mit auf ihrem Hut in die Höhe gehoben haben!

Aber nicht nur in der Erde regt ſich das neue Leben. Was meint ihr, wenn wir einmal in ſo eine feſte und noch dazu verleimte Rüſtung eingezwängt wären wie vielleicht eine Kaſtanienknoſpe! Aber es nützt der dicken Hülle gar nichts, daß ſie unzerreißbar erſcheint. Eines Tages hat ſie ihre Pflicht getan, ſie ſitzt noch ein paar Stunden als luſtiges ſchiefes Hütchen auf dem neugierigen Blattkind . . . dann fällt ſie müde zu Boden und dient allenfalls noch Spatzens beim Aufbau ihrer liederlichen Kinderſtube.

Auch da können wir einmal über den Neſtrand ſchauen, wenn die kleinen Spatzenjungen wie all die vielen Vogel-